

LIL

1961

Historischer Verein

LECHISARLAND

19 | 61

DER HUOSIGAU

LANDSCHAFT UND KULTUR

LECHISARLAND

1961

Organ des Heimatverbandes Lechisarland e. V.

Sitz Weilheim/Oberbayern



Bibliothek Historischer Verein



08016840

Herausgegeben vom 1. Vorsitzenden Dr. Sigfrid Hofmann

Inhaltsübersicht

Zum Geleit! von Dr. S. Hofmann	3
Seehauser Fischerlied von Dr. Max Dingler	4
Die Ökonomie des Klosters Dießen 1622—1642 von Dr. Heinz Haushofer	5
Zur Geschichte der Wallfahrtskirche Wies im 18. Jahrhundert von Dr. S. Hofmann	15
Zur Geschichte des Baumeisters Kaspar Feichtmayr von Willi Mauthe	21
Aussichtspunkte des Lech-Ammergebietes in erdgeschichtlicher Schau von Anton Micheler	26
Die St. Anna-Kapelle zu Romenthal von Dr. Dr. A. Kraut	44
Unbekanntes aus der Lebensgeschichte Mathäus Günthers und aus der Geschichte seines Heimathofes von Dipl.-Ing. W. Neu	52
Eine Skizze des Walchensees und seiner Umgebung aus dem Jahre 1712 von P. Hildebrand Dußler	56
Die Drößlinger Wallfahrts-Bruderschaft von Gustl Empfenzeder	68
Ein Schreiben des Weilheimer Bildhauers Adam Krumper von P. Hildebrand Dußler	70
S' alte und s' neue Jahr von Georg Penker	71

Zum Geleit!

Dieses „Jahrbuch“ ist das erste seit dem Tode unseres Professors Dr. Max Dingler, des 1. Verbandsvorsitzenden in den schweren Jahren des zweiten Weltkrieges. Der am 14. Mai 1883 in Landshut Geborene erlag am 28. Juni 1961 in München einem schweren Leiden, das er geduldig trug.

In Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Heimatpflege und Mundartdichtung ernannte ihn die Marktgemeinde Murnau zu ihrem Ehrenbürger. In den Reihen des Heimatverbandes Lechisarland wird er als der getreue Sachwalter durch viele Jahre fortleben. Prof. Dr. Max Dingler hat sich um die Heimat im Huosigau verdient gemacht.

Herzlichen Dank den uneigennütigen Mitarbeitern an dieser bescheidenen, aber doch inhaltsreichen Veröffentlichung, deren schönster Lohn eine große und heimatkundlich aufgeschlossene Leserschaft wäre.

Wieder haben wir im besonderen den Herren Landräten Dr. Gustav Hilger (Schongau), Franz Joseph Konrad (Weilheim), Bernhard Müller-Hahl (Landsberg a. Lech) und Anton Wiedemann (Bad Tölz) und den Herren Kreisräten zu danken, die durch namhafte Zuschüsse das Erscheinen dieses Bändchens ermöglicht haben.

Oberarchivrat Dr. Sigfrid Hofmann
Heimatpfleger von Oberbayern

Max Dingler

Seehauser Fischerlied

Es blast a Wind, a frische,
Am Gadern trickna d' Segn,
Da san d'Seehausa Fische
Scho draußt bei 'n Zugnetzlegn.
Der See, der werd's ins schenka
Nach altn Fischerrecht:
De Ruatn und de Renka,
De Braxn und de Hecht.

Ho-i hoo, Fischerdirn!

D'Sunna geht auf.

Iatza koa Zeit verlier'n! Hackl und Ruadern führ'n,

Flaxade Fischerdirn,

D'Sunna geht auf!

De Taucherln san scho munta,
Und schloachst di ebba na,
Da duckn s' gaachling unta
Und anderschtwo san s' da.
Mir tean vo kloanauf fischn,
Mir kennan inser'n See,
Sinscht taat'ma nix derwischn;
Des gilt bei ins von eh.

Ho-i hoo, Fischerdirn!

D'Sunna steht hoach.

Weis ins auf d'Buacha nei, leg di in d'Stanga drei,

Saubere Fischerdirn,

D'Sunna steht hoach!

Diam is der See koa Feina,
Diam hörst'n aufrebelln,
Da brechn üba deina
De Wirbeln und de Welln.
Der gibt sei'n Fang it ledi
Und laßt'n nimma zruck —
Drum sei ins Fische gnädi,
Johann vo Nepomuk!

Ho-i hoo, Fischerdirn!

D'Sunna taucht na.

Fischerliab, Fischerlebn is ins grad oamal 'geb'n,

Herzliabe Fischerdirn,

D'Sunna is no da!

Anmerkung: Segn = Das große gemeinsame Zugnetz.
Buacha = Die Insel Buchau im Staffelsee.

Die Ökonomie des Klosters Dießen

1622–1642

Von Dr. Heinz Haushofer, Hartschimmelhof

Im Münchner Antiquariat tauchte 1959 ein handgeschriebenes Buch auf: „*Compendium Oeconomicum, Demonstrationes et Observationes*“ eines ungenannten Verfassers. Das Buch handelt ausschließlich von der Oekonomie des Augustinerchorherrenstiftes Dießen und ist, wie sich aus dem Text ergibt, 1642 geschrieben worden. Der Verfasser nennt sich selbst nicht, die einzige Angabe über ihn ist, daß er „in die zwanzig Jahr bei des Closters oeconomia, Gerichtssachen und Hausswürthschaft gebraucht worden“. Er war also der Procurator des Stifts. Infolgedessen war auch der Schleier der Anonymität seines oekonomischen Compendiums leicht zu lüften. Procurator Dießens war zu dieser Zeit (nach Winterholler, Dießen) „*Wilhelmus Reittorner, Nobilis de Regen, Präsbyter et Procurator noster fidelissimus, sepultus ad Januam Sacristiae*“, der am 9. Januar 1643 starb. Ein Adeliger aus Regen, und unser getreuester Procurator, begraben an der Schwelle der Sakristei . . .

„*Unser getreuester . . .*“ — schon damit wird eine Persönlichkeit charakterisiert, die genau in diesem Sinne aus jedem Kapitel ihres handschriftlichen Buches spricht, wie wir sehen werden. Es ist 1642 geschrieben, Wilhelm Reittorner starb anfangs 1643. Das Buch stellt also ein wirtschaftliches Testament dar und ist bewußt als solches gedacht worden: „Getreulich und wohlmeinend Superioribus und nachfolgenden Procuratoribus, . . . der lieben posteritet zu guetem. Weil aber solches nit allain an unserem willen, mieh und arbeits, sondern auch und zuvorderrist an dem gnedigen willen, hilf und beistandt Gottes bewendt, also soll alles dahin gestellt sein, und verbleiben“. Neben seiner Gesinnung besteht der Wert des Buches als agrargeschichtliche Quelle für uns Heutige darin, daß es also nicht als eine nach außen gerichtete Denkschrift des Stifts geschrieben wurde, sondern für den eigenen, internen „Dienstgebrauch“ bestimmt war.

Die „*liebe Posteritet*“ — das sind also auch wir, die wir nun nach über 300 Jahren versuchen, ein Bild der Erfahrungen und Gedanken des Dießener Procurators von 1622–1642 zu geben. Zunächst noch zu seiner Abstammung! Zum Geschlecht der Reittorner hilft uns schon das berühmte *Bayrisch Stammes Buech des Wiguleus Hundt* weiter. In jenem nicht gedruckten, sondern zunächst nur handschriftlich vervielfältigten „Dritten Thail“ weist Hundt die „Reittorner zu Schöllnach“ schon seit 1377 nach. Sie hatten Sitz und Hofmarch Schöllnach als bayerisches Lehen. Der von Hundt zuletzt genannte ist Paulus Reittorner, 1503 Pflugsverwalter zu Hengersberg. Ein Hans Georg Reittorner ist von 1607 bis in die 20er Jahre Landrichter in Regen, nach *Ferchl* ist er ziemlich sicher der Vater unseres Dießener Procurators, dessen Abstammung „de Regen“ damit übereinstimmt. Er war

Herr auf Hohenwarth, Wetterszell, Heutzelsberg, Leitzendorf, Loizenried und Mildach. Seine Frau war eine Thanner von Thann auf Moos, und in der näheren Aszendenz steht eine Tattenbach und eine Barth von Harmating.

Zum Bild einer solchen Persönlichkeit, aus einem damals schon fast dreihundert Jahre in der Öffentlichkeit wirkenden und mit den besten Familien Altbayerns versippten Geschlecht, paßt der klare, selbstbewußte Duktus einer sympathischen, kultivierten Schrift, der in gleichbleibender Konzentration durch das ganze Compendium hindurchläuft und sich nur gegen Ende im Schriftgrad etwas verkleinert – nah vor dem Tod des Verfassers.

Ausgangspunkt der Darstellung Reittorners ist eine „*zimblich starckehe reformation der oeconomia*“, die 1622 – wohl unter seiner entscheidenden Mitwirkung – vorgenommen wurde, und nach deren Richtlinien bis zum großen Schwedenzug 1632 gewirtschaftet wurde. 1632 brachte, wie in der ganzen Umgebung Münchens, die wirtschaftliche Katastrophe: „Durch das schädliche Kriegswesen und ganz verderblich Plünderung (seien) alle concept zurückgestellt und der allbereit zu erzähltem End und Ziel zusammengebrachte Vorrat an Vieh, Getreid, Geld und Baufahrnis von Feind und Freund geraubt und hingenommen, als dass anno 1635, da man sich allgemach wiederum von Flucht nach Haus begeben, hievon nichts mehr vorhanden und zu finden gewest“. Eine wesentliche Absicht Reittorners ist, „das vorige concept vor den bemelten Kriegsjahren“, also die im Jahrzehnt zwischen 1622 und 1632 erarbeiteten Grundsätze der Wirtschaftsführung, auf die Nachwelt zu bringen. Denn wenn er sein Manuskript 1642 abschloß und 1643 starb, so war der Frieden noch weit, ja der Krieg trat nochmals in ein virulentes Stadium ein. Als Reittorner starb, hatte sich eben der Sieg Torstensons bei Breitenfeld herumgesprochen. . . .

Überblickt man nun das Werk Reittorners, so zerfällt es in zwei große Problemkreise: der eine ist das *Verhältnis zu den Untertanen des Stifts als Grundherrschaft*, der andere die *Führung der Eigenwirtschaft*. Wenn wir im folgenden einige charakteristische Überlegungen des Dießener Procurators zum ersteren Problemkreis geben, so sind wir uns darüber im klaren, daß wir nicht jeden dieser Gesichtspunkte in den Rahmen der allgemeinen Politik der Grundherrschaften stellen können. Wir verweisen dazu ausdrücklich auf die Schrift von Prof. Lütge, München, „Die Bayerische Grundherrschaft, Untersuchungen über die Agrarverfassung Altbayerns im 16.–18. Jahrhundert“ (1949). Hier ist der große Hintergrund gezeigt, vor dem auch die Einzelzüge stehen, die wir aus Dießen beitragen können.

Im Vordergrund der Sorge des Dießener Procurators steht die *Erhaltung der Geschlossenheit der Güter* der Untertanen, besonders im Erbgang. Eine Gefahr für diese Geschlossenheit sah er nicht so sehr in einer Realteilung der Höfe unter den Erben, d. h. unter Geschwistern – dazu war die Anerbensitte wohl zu streng –, sondern im „Vorbehalten“ von Gründen durch die Übergebenden. Die „Nahrungsleith“, d. h. die Austräger, wollen sich oft

Gründe vorbehalten, die sie dann „für aigen“ verkaufen, und die dann leicht in fremde Herrschaften abwandern. Man soll also den Übergebern oder ‚Ausnahmeleithen‘ „auss den Güttern allein ein gewisses gelt, traidt, Schmalz, Milch“, oder die völlige Kost und Tisch mit den Übernehmern, „sambt der Herberg“, sichern. Das Ziel und der Grund liegt eindeutig auf der Hand: „... dass die Guetter allzeit ganz und unzergränzt verbleiben... und die Traidtgilten desto richtiger und gewisser eindient und entricht werden“. Es ist also im wesentlichen *die Sorge um die steuerliche Leistungsfähigkeit der Untertanengüter*, die auf ihrer Geschlossenheit beharren läßt.

Wenn dennoch im Lauf der Zeit Gründe von den Gütern der Untertanen entfremdet worden sind, ist danach zu trachten, „dass nach absterben der nahrungtleith getachter aigner stuckh bei den güetern verbleiben und nit durch andrer Erben und fraindt hinweggerissen und mit schaden von den Güttern genommen werden“. Es genügt daran zu erinnern, daß dieses Problem, zwar unter sich ändernden allgemeinen Vorzeichen, über 300 Jahre bis heute brennend geblieben ist — man vergleiche die heutige Bauerngerichtsbarkeit!

Die Höhe der Abgaben der Untertanen ist eine der Hauptsorgen des Procurators, der in dieser Hinsicht keine unähnliche Stellung einnimmt, wie ein heutiges Finanzamt. Ein besonderes Kapitel dient also Überlegungen über die „*Höcherung der Stüfft und Gilten*“. Reittorner geht davon aus, daß etliche Höfe, Güter und Sölden eine schlechte Gilt bringen, da sie doch billigerweise mehr geben könnten... Weil sich aber die Leistungen von Gütern in noch habender Leibgeding, wie auch von den in durchgehender und veranlaßter Freistift befindlichen, nicht erhöhen lassen, müsse man bei den Neustiftern und bei Veränderungen der Güter auf andere taugliche Mittel trachten. Dazu stünde in erster Linie die *Abstiftung* zur Verfügung. Doch müsse man „mit den Abstiftungen fürsichtig handeln“, denn leicht sei der Schaden höher als der Nutzen. Man solle also immer vorher versuchen, die Stiften und Gülten auf dem Verhandlungswege zu erhöhen, ehe man zur Abstiftung schreite. Besonders bei Erledigung der Güter durch Todfall sei daran zu denken, daß „*sonderlich die Kinder und negste Erben nicht leichtlich sich völig und würcklich abstüfften und ausstossen lassen*“.

Das Buch Reittorners ist ein „Compendium oeconomicum“, also ein Handbuch der Verwaltung und Wirtschaftsführung, nüchtern, klar, geschäftlich. Was wir heute den sozialen Gesichtspunkt nennen, dürfen wir darin nicht an erster Stelle erwarten. Trotzdem scheint er an manchen Stellen durch — wenn auch nur in Gestalt einer trockenen Feststellung, wie der obigen, die ja in Wirklichkeit einen wohlgemeinten Rat an seine Nachfolger im Amt des Procurators enthält: Seid fürsichtig...

Die Sorge für die Lebensfähigkeit der Untertanengüter finden wir, durchaus im wohlverstandenen beiderseitigen Interesse, noch an einer anderen Stelle: bei der *Arrondierungsfrage*. Reittorner empfand die Gemengelage,

die „Abwehlung der Grindt“ als eine Belastung – nicht nur bei den Eigengründen des Klosters, sondern auch bei jenen der Bauern. Ein ständiges Übel war dabei die „Aussöckerung der Rhain“. Wie sehr diese Unsitte allgemein eingerissen war, beweist u. a., daß der bekannte Barockprediger Beer in seiner Predigtensammlung „Mercks Baur . .“ dagegen sprechen mußte: „Ihr Bauren seydt nemlich zu jetziger Zeit selbst die allerschädlichste Feld-Mäuss, weil ihr eure Rainen umäckeret . . damit ihr eurem Nächsten und Nachbarn desto ehender von ihren Äckern etwas könnet herab mausen . . woraus dann beständige Zankereyen, Klagen, Verwirrungen und Feindschaften entspringen“ (nach K. Böck, Das Bauernleben in den Werken bayerischer Barockprediger, München 1953).

Für Gemenglagen zwischen Eigengründen des Klosters und solchen der Untertanen liegt die Lösung nahe. Es sei am ratsamsten, daß auf Mittel gedacht würde, wie man nach und nach die „gedachten stuckh“ den Untertanen abhandeln könnte, am leichtesten etwa bei Veränderungen von Neustiftern. Wesentlich ist aber, daß bei diesem Verfahren nicht daran gedacht wird, diese störenden Grundstücke einfach einzuziehen und ohne einen Ersatz in natura den Eigengründen zuzulegen. Im Gegenteil, eine solche Arrondierung soll nicht zu Lasten der Untertanengüter gehen, an deren Lebensfähigkeit das Stift ja interessiert war. Der Ersatz soll „durch alte ausstandt aigner stuckh, die man widerrumben in die Güeter legt“ gegeben werden. Hier wird also das genaue Gegenteil dessen praktiziert, was man erst später „Bauernlegen“ nannte. Man könnte den Vorgang mit einem heutigen Ausdruck den Arrondierungstausch zwischen Partnern nennen. Reittorner betont, daß man solche Täusche nicht scheuen solle, „weil man vielmals durch das gleiche Stuckh die Güeter namhaft verbessern“ könnte. Arrondierungskäufe für die Eigenwirtschaft solle man nicht unterlassen, „auch wenn man des Gelds bedürftig“, ja, man dürfe dafür sogar Schulden machen. Diese würden dann eines Tages längst abbezahlt sein, während die also arrondierten Gründe „gleichsamb ewig beim Closter bleiben werden“. Besonders empfehlenswert erscheinen Reittorner solche Grundstückskäufe in Zeiten hoher Getreidepreise: „Dabei man sich vor etlichen Jahren hero, sonderlich da das Traidt in einem so hohen Wert gangen ist, gar wol befunden hat“.

„Das Traidt“ ist überhaupt Fundament und Wertmesser der ganzen Wirtschaft, sowohl der grundherrschaftlichen, wie der Eigenwirtschaft. Das fängt an mit den Vorschriften für die Traidt-Gilten der Untertanen. Es ist zu achten, „dass man die underthanen dahin halte, damit sie allerlai traidt wolpuzt, schön und giltig auffdienen, auf das man es mit nuz verkhauffen möge und nit daran schaden leiden miesste.“ Wenn aber ein „armer Unterthon kain bessers traidt als er es baut auffdienen oder selbiges mit gelt zu bezahlen vermöchte“, dann hätte er „ein leidentliches und billiges Aufmass oder Zugab des gedachten mindergiltigen traidts“ zu leisten, besonders, wenn man überzeugt sei, daß kein Betrug oder unzulässiger Vorteil ver-

sucht worden sei. Für die Herrschaft aber gibt der Procurator den Rat, solches schlechtes Giltgetreide selbst zu vermahlen und im Betrieb der Herrschaft zu verbrauchen und nicht mit dem Verkaufsgetreide zu vermischen. Im Herbst, vor dem Getreide-Eindienen der Untertanen, müssen die „Prenen und Mäzen“ kontrolliert werden, daß sie nicht zu klein, aber auch nicht so groß seien, „wan mans zulang braucht“ ... als Vorgang späterer Eichungen.

Es war offenbar seitens der grundherrlichen Bauern üblich, oder mindestens wurde es oft versucht, sich die Getreidegiltten stunden zu lassen. Dagegen rät Reittorner, Stiff und Gilt sollten nicht zu lang und „auff etliche Jahr hinein geborgt werden“, sondern jedes Jahr abgerechnet und die Ausstände an einem Ort verzeichnet werden. Denn es gebe Höfe, sonderlich die große Dienste zu leisten hätten, die von Jahr zu Jahr etwas anstehen ließen und fast niemals völlig ausszahlten, und das solle man ihnen nicht leichtlich gestatten. Denn das verleite zu folgendem Verfahren: Etwas anstehen zu lassen, dann einige Jahre voll zu entrichten und dann den Rückstand streitig zu machen. ... nachdem das Churfürstliche Hofgericht entschieden hatte, daß eine über drei Jahre ausständige Gilt nicht einklagbar wäre – es sei denn, die Schuld könnte mit Zeugen oder Schuldschein nachgewiesen werden.

Mit den großen Einnahmen aus dem angedienten Getreide wurde das Kloster weitgehend von den Schwankungen des Getreidemarktes abhängig. Die „*Getreideverkaufspolitik*“ spielt also in den Erfahrungen und Ratschlägen Reittorners eine große Rolle. Erste Voraussetzung für eine planmäßige Marktbeschickung ist genügender Speicherraum. Denn nachdem „die Traidtkauff manches Jahr so schlecht unnd dass Traidt so unwerdt“, müsse man es andernfalls „schier gar verschenckhen“. In einer solchen Lage solle man es, dem Gotteshaus *und dem Untertan* zu nutz, behalten und nicht verschleudern, bis man es verkaufen oder „den Underthanen abgeben könnte“. Das Getreide wird auch als Reserve bei „unbesorgter Noth“ oder bei plötzlichem Geldbedarf betrachtet – um in solchen Fällen nicht Geld aufnehmen und Schulden machen zu müssen. Alle diese Überlegungen machen, für die damalige Zeit einer „vergetreideten“ Landwirtschaft, in der das „tägliche Brot“ noch die Hauptrolle in der Ernährung spielte, die Bedeutung der Klosterökonomie als Getreidelagerhaus und Bank für die Gesamtheit der Untertanen sehr deutlich.

Angesichts aller dieser Verpflichtungen und der möglichen Wechselfälle im Eingehen und in der Verwertung der Naturalabgaben rät der Procurator dringend, sich nicht „auf allerlei zuverlässige und standsgewisse Vortl“ aus Getreidebau und Viehzucht zu verlassen, oder nur von einem Tag zum andern zu leben und sich auf Stiften und Gülten zu verlegen. Bei einem „in dieser Landtsart gelegenen Clostern“ würde es sonst manchmal „schmal hergehen und schlechtilich gehaust sein“. In diesem Satz, mit dem Wort von der „Landesart“ ist nun die ganze Schwierigkeit des Wirtschaftens im Vor-

alpenland, mit seinen überwiegend minderen Böden und seinem rauhen Klima, und seinen geringen ackerbaulichen Erträgen enthalten. Diese kurze, aber schwerwiegende Bemerkung bildet bei Reittorner auch den Übergang zur Darstellung der Eigenwirtschaft des Klosters – als deren Rechtfertigung.

Der Eigenwirtschaft des Klosters, ihrer Begründung, Verteidigung und ihrem fachlichen Ausbau gilt nun die ganze Liebe Reittorners. In einer „wohlgeordneten Mairschafft“ müssen „Traidt, Heuwachs, Wunn und Wayd, Ross, Vich, Schwein und Schaffzigl“ ausgewogen sein. Mair- und Schwaighöfe (also Ackerbau- und Viehzuchthöfe) sollen so gelegen sein, „da der Traidtboden oder Felder, wo nit zum trächtigisten, doch mitmessig“ sei, so daß Roggen, Gerste und Hafer gebaut werden könnten (von Weizen ist nicht die Rede!). Für die Viehzucht werden trächtige Änger und Ehgarten benötigt und zwar „gueter wissmath so nit saurs und miesigs Hey geben“, dann genugsame und nicht zu weit entlegene Roß- und Viehweiden mit frischem Wasser. Der Weidegang wird geteilt: Galtvieh und Oxen kommen den ganzen Sommer niemals in die Ställe; das „Khüevich“ soll nicht allein im „Gemain Trib“, also mit der Gemeindeherde auf den Gemeindeweiden, gehalten werden, sondern auch auf eigenen Weiden, damit „das man den ganzen Somer dem Vich samentlich (ausser dess Mastvichs) nichts im Parmb geben und eingrasen darf“. Dieser Grundsatz gilt zunächst für den Dießener „Hofbau“, ähnlich aber auch für die beiden Schwaigen Achselchwang und Tann.

Die *Arbeiterfrage* spielte vor 300 Jahren keine geringere Rolle als heute. „Gleichwie bei einer ieglichen Handtierung und gewerb“ müssen die Maier- und Schwaighöfe mit „gueten und Taug samben Ehehalten“ besetzt sein. Und nun kommt ein auch heute interessanter Satz:

„Derlei guete Ehehalten (seien) mit Kosst und Lohn auch in anderer weis also gehalten, . . . damit man sie in gebührender lieb und forcht gegen ihre herrschaft erhalten thue, solcher gestalt sie dann *ihr arbaith mehr auss lieb und guter affection als getrungener und zwungener waiss* verrichten werden“. Untaugliche Ehehalten „sollen glimpflich aussgemustert“ werden.

Dieser *freien*, durch guten Lohn, gute Kost und Behandlung unterstützten Arbeit der Ehehalten stellt Reittorner nun die „gedrungene und erzwungene“ Arbeit der Untertanen gegenüber. Es sei wißlich, daß des Klosters Acker gutenteils mit Schwarwerk (= Fron oder Robot) und fremden Pflügen geackert würden. Der Procurator hat nun eine genaue Vorstellung von guter Pflugarbeit und er gibt auch eine dementsprechende Vorschrift. Infolgedessen ist ihm die Pflug-Scharwerk eine ständige Quelle des Verdresses. Der Mair soll sagen, „dass ir ein andersmahl dahaimb bleib, bis ir das Ackherrn lehrnen oder mit dem Pflug besser gericht sein“. Reittorner tadelt diejenigen, die „die Furchen nit recht zusammentreiben, sondern *wie die Schwein in den Ackhern umbwurren*. . .“. Die Gegenüberstellung dient also dem Nachweis, daß die freie Lohnarbeit der Ehehalten (= Dienstboten oder Land-

arbeiter) eine bessere Qualität sowohl der Feldbestellung wie des Erzeugnisses ermöglichte, im Vergleich zur unbefriedigenden der unfreien Arbeit. Es ist das ein Gesichtspunkt, der in der großen Auseinandersetzung über die optimale Organisation der landwirtschaftlichen Arbeit bis heute seine Rolle spielt. Welche Ansprüche Reittorner an die Ackerarbeit im Eigenbetrieb des Klosters stellte, geht u. a. daraus hervor, daß er rät: Äcker, die man nicht ordentlich „geschlacht“ machen könne, sollen während der Brache möglichst fünfmal gepflügt werden.

Als *Fruchtfolge* gibt Reittorner für die guten und trockenen Äcker des Dießener Hofbaues an: Winterroggen — Sommergerste — Brache, und dies „zur Befürderung des Prauwesens“; für die schlechteren und für die Schwaigen: Veesen — Hafer — Brache, wobei der Veesen (wie damals überall im Land zwischen Lech und Ammersee) die Rolle des Weizens einnimmt. Wir finden also eine arbeitsteilige Spezialisierung zwischen dem, auf besseren und alten Kulturböden gelegenen Klostergut Dießen, und den Schwaighöfen (oder Vorwerken). Das wiederholt sich etwa auch in der Pferdehaltung. In der Klosterökonomie sollen ständig vier „Mehnungen“ oder 16 „starke Rossz“ gehalten werden — wobei es interessant ist, daß die „Mehnung“ (siehe auch Schmeller!), als die Einheit des „Gespannes“ noch in alter Weise mit vier Pferden angenommen ist; auf den Schwaighöfen dagegen nur „Waidross“.

Zur *Viehzucht* können wir hier nicht auf die vielen Einzelheiten eingehen, die Reittorner bringt. Beispielsweise wollen wir nur anführen, daß „die Kälber von den schönsten und besten Küen“ aufgestellt werden sollen, „dabei iedesmahls ain oder zween schöne und gewachsige faslstier sein sollen“. Sie bedürfen einer fleißigen Wart und die „füterey“ darf nicht zu karg sein, denn was man hier im ersten Jahr versäumt, ist später nicht mehr zu „erziglen“. Und sie kosten alsdann, wenn man die Kosten der Fütterung und den Lohn der Ehehalten rechnet, mehr als man letztlich daraus lösen und daran gewinnen thuet.

Reittorner, vom Wert der Eigenwirtschaft überzeugt, riet nun im 30-jährigen Krieg zur Erwerbung von drei Gütern, deren Besitzer „in negstvorhergehenden Kriegsläuffen verdorben und gestorben“. Die Erben des einen verkauften um 270 Gulden, was „zuvor des wenigist 1000 gegolten“. Diese Käufe sind eine Bestätigung des Verfalls aller wirtschaftlichen Werte in Oberbayern durch den großen Schwedenzug 1632—1635. Der Procurator schreibt dazu, es sei unwiderruflich wahr, daß man zwischen 1633 und 1637, „ein mehreres an Güetern und Grundstücken um 100 fl khauff, als vor anno 1632, vor dem Einfahl ins Landt, umb 1000 fl.“ Infolgedessen überwiegen im Verhältnis zum Grundbesitz auch alle jene außerökonomischen Gesichtspunkte, die wir ebenso aus dem 20. Jahrhundert kennen; nämlich daß „die immobilia, die kain feindt hinweg nemben kan, mit nuz seyen kaufft worden“.

Bei den Grundstückskäufen überwiegen *betriebswirtschaftliche Überlegungen*, d. h. Rücksichten auf Fruchtfolgen und Schlaggrößen. Der Procurator strebt eine planmäßige Ordnung an: Es gäbe jetzt „in allen drey feldern ein schöne gleichait, welches darumben auf eine solche weiss gericht worden, damit man sich jerlicher auch aller feldtarbeit, sonderlich des stros halber, auf ein gleichait unnd man sich mit den Ehehalten wegen ihrer occupation auch mit aufstöllung Ross und Vichs danach zu verrichten wisse“. Solche Ordnungs- und Kultivierungsmaßnahmen begeistern Reittorner. So berichtet er von einer, vom Kloster erworbenen Wiese, die bis dahin von Vieren absonderlich innegehabt und von ihnen „mit Högern (= Hägen) und Gräbern“ verteilt und unterschieden war: „In ietzt aber werden die Viertail in ein wis gericht, unnd die Höger nach und nach aussgraben, also dass niemands nichts darzwischen weder bei ackhern noch wismadt haben tueth, sondern würdt alles in ein durchgehende Continuitet und schönen Prospect gericht, und mit einem Kag oder letztlich einer lebendigen häkhen eingefangen“. Wir erkennen in diesen Maßnahmen einen Willen zu wirtschaftlicher Rationalität, zu großflächigem Betrieb, aber auch die Freude des Barocks am „schönen Prospect“. Der Gedanke an die Vermögensanlage – der bei dem pflichtbewußten Procurator nie vergessen wird – verschmilzt mit dem „unternehmerischen“ Willen zur Melioration.

Einen Kernpunkt des Rechenschaftsberichts Reittorners bildet die Zusammenstellung des *Aufschwunges der Viehhaltung* im Jahrzehnt zwischen der Reform von 1622 und dem Schwedenzug 1632. Wir stellen zusammen:

	Pferde	Ochsen	Kühe u. Kälber	Schweine	Schafe	Zugang
Bestand 1622	38	64	170	47	86	summa
Bestand 1632	71	110	301	77	161	summarum
						223

Das Ergebnis der Kriegsergebnisse von 1632–1635 beschreibt der Procurator mit wenigen dünnen Sätzen: „Aber wie Ross und Vich, also ist auch die Fahrnus geraubt entwendt und verlohren worden. Wolte Gott sie hete zu dem Endt und Zill darzue sie verordnet worden, mögen mit nuz gebraucht werden. Doch weil es Gott also gefallen muss mans geschechen lassen.“ Ein Schlaglicht auf die Zustände des flachen Landes nach 1635 wirft die nüchterne Feststellung bei der Schafzucht: „Dabey zu mörkhen, dass man wegen der vermelte Jahr grassierenden wölf bei beeden Schwaigen kaine schaf halten könden.“ Es waren jene Jahre, in denen man Frauen und Kinder nicht mehr unbeschützt von Dorf zu Dorf gehen lassen konnte – armes Bayern! 1635 ging man an den Wiederaufbau, und bis 1642 konnte Reittorner wieder über summa summarum 540 Stück Vieh berichten, womit allerdings der Stand von 1632 noch nicht wieder erreicht war.

Sein Rechenschaftsbericht läßt Reittorner auch bei dieser Gelegenheit die Frage aufwerfen, ob es denn richtig gewesen wäre, die Eigenwirtschaft des Klosters nach dem furchtbaren Rückschlag der Jahre 1632–1635 wieder

aufzubauen und zu intensivieren; oder ob es nicht besser gewesen wäre, die Zahl der Zinsbauern zu vermehren? Oder, mit den Worten Reittorner, statt Land „Traidtgülden und Bauren güetter zu erkhauffen“? Wir haben ihn bereits als Advokaten einer „modernen“ Eigenwirtschaft des Klosters kennengelernt — aber die immerwiederkehrende Verteidigung dieser von ihm erkannten Notwendigkeit läßt doch darauf schließen, daß im Stift ständig auch die andere Auffassung vertreten wurde.

Reittorner verteidigt seine Auffassung zunächst mit rein wirtschaftlichen Gründen. In den in Frage kommenden Jahren, zwischen der Reform der Bewirtschaftung bis zum großen Schwedenzug, also vor 1632, seien die Getreidepreise so hoch gewesen, daß wenig Bauernhöfe und Getreidegilden feil gewesen seien. Und wenn einer doch aus Not habe verkaufen müssen, seien doch die Anschläge also übertrieben gewesen, so daß man ein Münchner Schäffel schweres Getreide, das sonst 7—8 fl gekostet hätte, doppelt und höher hätte bezahlen müssen. . . . Solange also noch, bis 1632—1635, ein normaler Grundstücksmarkt funktionierte, bestand auch der Zusammenhang zwischen Erzeugnispreis und Grundstückspreis. Das änderte sich erst durch den völligen Zusammenbruch der Grundstückspreise nach 1632.

Was aber die Grundstückskäufe für die Eigenwirtschaft während des Krieges anlangt, so führt Reittorner den Beweis dafür, daß sie sich — bei den hohen Getreidepreisen der Zeit bis 1642 — in kurzer Zeit abgezahlt hätten. Er führt als Beispiel ein Feld bei St. Alban an, das um 320 fl gekauft worden sei, um bei einem Ertrag von jährlich 20 Schäffel Roggen zu 12 fl = 240 fl jährlich abgeworfen zu haben. Es sind aber nicht nur derartige einfache, in die Augen springende Rechnungen, die der Procurator seinen Superioribus und nachfolgenden Procuratoribus vorlegt. Sondern er hat eine präzise Vorstellung vom Zusammenwirken der Faktoren in einem gemischten, kombinierten landwirtschaftlichen Betrieb, ja von dem, was wir heute den „Kreislauf der Bodenfruchtbarkeit“ nennen. Durch die vermehrte Fläche würde nämlich mehr Futter erzeugt, das eine verstärkte Viehhaltung ermöglicht. Dadurch gäbe es mehr „tungets“, und damit hätte der Feldbau viel größer, besser und „trächtiger“ gemacht werden können. Das hätte die wirtschaftliche Folge, daß der Eigenbedarf des Klosters stärker aus eigener Erzeugung gedeckt werden könnte, so daß das meiste „Dienstgetraid“ zum Verkauf bliebe. Dieser Zusammenhang hätte funktioniert, „bis auf den Schwedischen Einfahl da man gleich ganz von hauss lassen miessen“, und hernach wieder. Es ist also das alte Rezept der landwirtschaftlichen Produktionssteigerung bei *Vermehrung der Betriebsflächen*, das erst seit etwa 100 Jahren durch die Einführung der Mineraldüngung auch auf gleichbleibenden Flächen überholt worden ist.

Reittorner hat aber auch arbeitswirtschaftlich gedacht. Er stellt infolgedessen die Frage nach dem Verhältnis der gestiegenen Erträge der intensivierten Eigenwirtschaft zu den Aufwendungen. Der wichtigste Posten war

damals, wie auch noch heute, das Lohnkonto, und so schreibt er über den Bestand an Arbeitskräften: „Die ordinari Ehehalten, als khnecht, Mägt, Hüeter, und bueben betreffend, ist nit umb ain einziger mehr, als man zuvor gehabt, dingt worden . . .“. Der zweifellos gestiegene Arbeitsaufwand sei jedoch durch eine „*Abwexlung*“ zwischen dem Klostergut und den Schwaigen gedeckt worden; wie wir heute sagen würden, durch eine „*innerbetriebliche Rationalisierung*“.

Aus den vielen Zahlen, mit denen Reittorner seinen Bericht belegt, wollen wir nur als Beispiel eine Gegenüberstellung der Einnahmen und Ausgaben der ganzen Dießener Klosterökonomie (einschließlich der Schwaigen) für das letzte „Normaljahr“ vor dem Schwedenzug geben:

Summe der Einnahmen aus Getreidebau	2414 fl
Summe der Einnahmen aus Viehwirtschaft	1946 fl
Summa summarum	4360 fl
Summe der Ausgaben (diese sind spezifiziert nach Naturalleistungen, Barlöhnen, Unterhaltung des Inventars)	3149 fl
Rohüberschuß	1201 fl

Am Schluß seines Buches geht Reittorner noch auf die verschiedenen Gefahren ein, die der Oekonomie drohen könnten, darunter auch auf die Brandgefahr. Er empfiehlt, daß man „ein nützliche Feurordnung aufs Pappirc bringen, unnd der Gmain alle Jar ain- oder zwaymal vorlesen thet“ und ist voll von Plänen in dieser Richtung. Unvermittelt aber folgt der Schlußsatz der Handschrift: „Aber Gott, der alles in seinem Schuz unnd Schirm halt, der behiete unns vor solchem laidt gnedig, unnd lasse unns auf den notfahl erzelte Menschliche mitl unnd fürsorg wol gedeyen“.

Damit hatte Wilhelmus Reittorner am Schluß seines großen Rechenschaftsberichts und zugleich am Schluß seines Lebens seine ganze „*oeconomia*“ nochmals in beide Hände genommen und einem Höheren übergeben. Das Augustinerchorherrenstift Dießen wurde 1803 säkularisiert, die Bestandteile seiner Oekonomie gingen in verschiedene Hände und fügten sich, wie die Steine im Kaleidoskop, in immer neuen Verbindungen zusammen. Das Geschlecht der Reittorner ist ausgestorben. Das Wort „*Vergänglichkeit*“ stand auch über diesem, wie über jedem anderen Menschenwerk. Wohl aber fügten sich seine Gedanken und Zeilen in das große geistige Gebäude ein, das die wissenschaftliche Landwirtschaft in den letzten Jahrhunderten über unserem Boden errichtet hat. Darüber hinaus gibt dieses Compendium oeconomicum auch Antworten auf einige Fragen, welche die heutige Agrargeschichtsforschung zum Verhältnis des Bauern zur Grundherrschaft, und zu den Antrieben und Hemmungen der Entstehung landwirtschaftlicher Großbetriebe zu stellen hat.

Schrifttum: Siehe Seite 72

Zur Geschichte der Wallfahrtskirche Wies im 18. Jahrhundert

von Dr. Sigfrid Holmann

Weit über die Grenzen des deutschen Sprachgebietes hinaus bekannt ist heute die geschichtliche Tatsache, daß das oberbayerische Prämonstratensenkloster Steingaden (1147 – 1803) in den Jahren 1746 – 54 durch den Wessobrunner Baumeister Dominikus Zimmermann (1685 – 1766) in die Einsamkeit der Wies, eine gute Wegstunde südlich von Steingaden, eine Wallfahrtskirche bauen ließ, die man heute zu den Spitzenwerken deutscher Kirchenbaukunst rechnet. Es fehlt nicht an kunstgeschichtlichen Beiträgen über die Wies. Ein weiterer sei dieser, der auf einem Manuskript des früheren Steingadener Pfarrherrn Johann Nep. Keppeler (um 1860) fußt.

Im Jahre 1730 wollte der Abt Hyazinth von Steingaden bei der in jener Zeit am hl. Charfreitag üblichen Prozession unter anderen Vorstellungen auch das geheimnisvolle Leiden der Geißelung unseres Erlösers darstellen. Zu diesem Ende suchte man ein Bildnis des an eine Säule gebundenen geißelten Heilandes zu erhalten. Dies wurde auch auf folgende Weise in Ausführung gebracht:

Zu einem, schon einige Jahre vorher aufgefundenen hölzernen Kopfe mit schön geformtem, hehrem Antlitze, fand man unter dem Dache mitten unter staubbedecktem Gerät einen gleichfalls von Holz, aber schlecht geschnitzten Oberleib, sowie in verschiedenen Winkeln die nötigen Arme und Füße. Da aber diese so vorgefundenen, sehr verschiedenartigen Teile schwer zu einem ordentlichen Bildnisse zusammenzufügen waren, so suchten sich der Chorherr Magnus Straub, der Laienbruder Lukas Schwaiger und andere dadurch zu helfen, daß sie das ganze Bildnis mit Leinwand überzogen und diese, um ein Gleichnis zu erzielen, hin und wieder, besonders an den Gliedmaßen, mit Werg und Tüchlein ausfüllten. Dem nun so zustande gebrachten $4\frac{1}{2}$ Schuh hohen Körper wurde der mit gemachten Haaren bedeckte Kopf angefügt. Das so erhaltene Bildnis an eine dazu gefertigte Säule gestellt und von oben benannten Laienbruder Lukas Schwaiger, der auch ein Maler war, mit Ölfarbe bemalt.

Über dies Bildnis des geißelten Heilandes mit seinem schönen Haupte und den etwas unförmigen Gliedern des übrigen Leibes findet sich in der Pfarregistratur in Steingaden in Bezugnahme auf Christus, der da ist das erhabene Haupt des Leibs der Kirche (Coloss. 1,18), deren Glieder aber durch ihr unchristliches Betragen Christo, ihrem Haupte und Vorbild, gar oft auch unförmig — unähnlich sich erweisen, folgendes lateinische Distichon:

„Tam grato capiti, cur membra informia sponsas!

Nam caput es nobis, nos tibi membra sumus.“

Dieses auf solche Weise erhaltene Bildnis des geißelten Heilands wurde nun in den Jahren 1732–1734 in feierlicher Prozession am Charfreitag herumgetragen. In dieser Zeit ereignete sich etwas mit diesem Bild, was aber erst im Jahre 1743 offenbar wurde. Ich erzählte diese Begebenheit, wie

solche P. Benno Schröpf, Konventual von Steingaden und 1778 Beichtvater in Wies, berichtet, und die derselbe teils aus dem Buche: „Neu entsprossene Gnadenblume auf der Wies“ (gedruckt mit obrigkeitlicher Genehmigung im Jahre 1746 in Augsburg bei Anton Maximilian Heiß) entnommen, teils aus dem Munde eines Augenzeugen, des Chorherrn von Schäftlarn, gehört hat.

Wahrscheinlich stand im Jahre 1733 dieses Bild des gezeißelten Heilandes mit anderen Bildnissen unter dem Säulengange des Klostersgartens (von welchem Gang noch gegenwärtig ein Teil zu sehen ist und von Kennern bewundert wird) schon vor dem Charfreitage ausgestellt. Da gingen einige Studenten, gewöhnlich Konventknaben genannt, in den oben benannten Gang, um die dort befindlichen Vorstellungen für die Charfreitagsprozession zu sehen. Unter diesen Knaben war einer von ungefähr 15 Jahren, der das Bildnis des gezeißelten Heilands unehrerbietig beim Barte zupfte. Auf dieses bubenhafte Betragen bewegte sich die leblose Statue dergestalt, daß die an Händen und Füßen sich befindlichen Ketten ein großes Getöse machten, so daß der junge Frevler vor Schrecken zu Boden fiel und eine halbe Stunde lang bewußtlos vor dem Bildnisse da lag, die anderen aber alle, unter welchen auch der genannte Chorherr von Schäftlarn war, aus Schrecken davonliefen und eine Viertelstunde lang, ohne ein Wort reden zu können, einander anstauten. Aus Furcht vor einer Strafe begaben sie sich wieder zu ihrem noch ohnmächtig da liegenden Kameraden, richteten ihn auf und redeten es untereinander ab, daß keiner über diesen Vorfall eine Äußerung machen wolle. Es blieb dieses auch so lang geheim, bis der Frevler selbst im Jahre 1743, als dieses Bildnis schon in einer Feldkapelle in Wies ausgesetzt war, als bayerischer Soldat nach Steingaden kam und es unaufgefordert vor mehreren Klostergeistlichen offenbarte. Im Jahre 1735 wurde dieses Bildnis des gezeißelten Heilands wegen seines geringen Ansehens nicht mehr bei der Charfreitagsprozession herumgetragen, sondern in einer Kleiderkammer des Klostertheaters aufbewahrt. Nachdem dasselbe zwei Jahre hier verborgen lag, erhielt es auf inständiges Bitten der Tafernwirt Jeremias Rehle in Steingaden, um es zur Hausandacht in seinem Garten aufzustellen. Dieses Vorhaben wurde aber nicht also gleich ausgeführt, sondern das Bild blieb längere Zeit in der Schlafkammer des oben genannten Wirtes, wo selbst es die Kinder durch Biegung der Glieder und anderem kindischen Mutwillen zu übel zurichteten, daß man es für notwendig fand, es auf den Boden unter das Dach hinauf zu versetzen.

Doch schon nach Verfluß eines halben Jahres wurde das, so übel zurichtete Bild vom Wirt wieder hervorgesucht und einem Maler übergeben, damit derselbe die auseinandergehenden Teile wieder zusammenfüge und das Ganze in besseren Stand bringe. Aber auch der Maler, der mit dem in so üblem Zustand sich befindlichen Bild nicht viel machen zu können glaubte, ließ es an zwei Jahren unberührt liegen, bis es der Wirt, ohne auf weitere Restaurierung zu warten, wieder zu sich nahm.

Nicht lange mehr, und dieses Bild wurde an den Ort gebracht, wo es sich gegenwärtig befindet. Die Bäuerin von Wies ersuchte nämlich benannten Klosterwirt, als ihren Gevatter, so lange und inständig um dieses Bild, bis sie endlich solches den 4. Mai 1738 geschenkt erhielt, voll Freude dann in ihr Bauernhaus brachte und in ihrer Kammer zur Verehrung aufstellte.

Hier nun sah sie, als sie am 14. Juni ihre Abendandacht vor dem Bild verrichtete, einige Tropfen in den Augen des Bildnisses, welche Tropfen sie für Zähren hielt. Dasselbe bemerkte sie auch am folgenden Morgen. Ganz erstaunt und in Schrecken gesetzt über diese Erscheinung, rief sie ihren Mann herbei, der die herabhängenden Tropfen abtrocknete. Sie selbst aber verfügte sich tags darauf nach Steingaden, zeigte das Vorgegangene zuerst ihrem Beichtvater und alsdann dem Prälaten an. Man ging nun in dieser Sache mit möglichster Behutsamkeit zu Werke. Vorerst wurde allen, die um diese Begebenheit wußten, wie solche die Bäuerin und ihr Mann gesehen hatte, das größte Stillschweigen zur Pflicht gemacht. Das Bild blieb wie zuvor noch 1½ Jahre in besagter Kammer. Nach diesem Zeitverfluß aber wurde nach hart erhaltener Erlaubnis des Prälaten von Steingaden neben dem Hause dieses Bauern eine kleine Feldkapelle erbaut, damit die in Wies und der nächsten Umgebung wohnenden Leute, welche von jeder Kirche eine Stunde entfernt waren, Gelegenheit hatten, an Sonn- und Feiertagen ihre Abendandacht hier gemeinsam zu verrichten. In diese Kapelle wurde nun das Bildnis des gegeißelten Jesus gebracht, jedoch ohne besondere Feierlichkeit, um auf keine Weise dadurch Aufsehen zu erregen; sondern allein dem Himmel den Entscheid der Wahrheit von der Aussage der Bäuerin überlassend.

Es schien aber, als habe es dem Allerhöchsten in seiner Liebe und Barmherzigkeit gefallen, seine unendliche Erbarmung vorzüglich bei dem Bild des gegeißelten Heilands den Menschen, die dahin kommen würden, sichtbar werden zu lassen. Denn nach nicht langer Zeit hegte schon ein und der andere von der nächsten Umgebung große Andacht zu diesem Bild, manche hier zum Himmel gesendete Bitte fand Erhörung und allmählich wurden die Wachopfer und andere Verlöbnszeichen immer häufiger dargebracht, so daß endlich der Zugang jeden Tag mehr anwuchs und bald die ganze Gegend dahin strömte.

Nur in Steingaden schien man dies alles nicht zu beachten. Man wollte dort sehen, ob die Sache einen festen Grund und sohin eine Beständigkeit habe, oder ob es nur die Neuigkeit sei, die auch fromme Christen eine Zeit anzieht, aber gleich einem Regen angeschwollenen Bache in Kürze wieder sich verliert.

Aus dieser Ursache ließ man in Steingaden die nun schon allenthalben wichtige Begebenheit in Wies unbeachtet, während inzwischen Gott bei diesem Bilde von Tag zu Tag mehr Gnaden erteilte und nun schon Leute nicht nur aus der Nachbarschaft, sondern auch aus den entferntesten Gegenden

kamen, um bei dem Bild des geißelten Jesus in Wies ihre Gebete und ihre Anliegen dem Allgütigen darzubringen.

Nachdem aber endlich ein Zeitraum von vier Jahren sattsam bewiesen hatte, daß der ganze Hergang mit diesem Bild eine tiefere Begründung habe, indem der Gnadenerweisungen immer mehrere und auffallendere wurden: So glaubte auch das Kloster Steingaden nicht mehr unbeteiligt bleiben zu dürfen, und es wurde sofort von diesem die Sache hochfürstlichem Ordinariate Augsburg angezeigt und um die Erlaubnis gebeten, an diesem Orte das heilige Meßopfer darbringen zu dürfen. Diesem Bittgesuch wurde gnädigste Erhöhung zuteil, jedoch nur für eine Zeit von 7 Jahren. Am 17. März 1744 wurde benannte Kapelle eingesegnet und an eben diesem Tage in Gegenwart einer großen Menge Volkes das erste heilige Meßopfer dargebracht.

Da nun einmal erlaubt war, an diesem Orte die heilige Messe zu lesen, so wuchs der Zulauf von andächtigen Christen aus allen Provinzen Deutschlands, Böhmens und Ungarns, wie auch aus Frankreich und Italien so stark, daß man sich geneigt sah, die Kapelle zweimal zu erweitern, was man dadurch bewerkstelligte, daß man ein hölzernes, 44 Fuß messendes Langhaus an die Kapelle baute. Dennoch genügte dies noch nicht, das herbeiwallende Volk zu fassen. Aus dieser Ursache entschloß sich daher der damalige Abt von Steingaden, Marianus II. den ganzen Hergang zur Kenntnis des kurfürstlichen geistlichen Rates in München zu bringen und zugleich bei dem hochwürdigsten Bischöflichen Ordinariat Augsburg um genaue Untersuchung der Sache zu bitten und so für dieselbe die kirchliche Bestätigung und Weihe zu erhalten. Letzteres zögerte nicht, diese Untersuchung vornehmen zu lassen, indem es 5 erfahrene Männer als Bevollmächtigte nach Wies beordnete.

Es waren dies nachstehende Herren: 1. Dr. Franz Josef von Handel, Fürstbischöflich Geistlicher Rat und Pfarrer bei St. Moritz in Augsburg und Canonicus; 2. Eusebius Amort, Chorherr in Polling; 3. Johann Georg Jänker, Stadtpfarrer in Schongau; 4. Franz Sales Gailer, Pfarrer in Raisting; 5. Joachim Hoffmayr, Chorherr in Rottenbuch.

Den 14., 15. und 16. September 1745 fand die Untersuchung in Wies selbst statt. Eidlich wurden der Bauer Martin Lory und sein Eheweib Maria sowie die Kinder derselben in betreff der von den Augen des Bildes abgeflossenen Tropfen zugebracht. Danach wurden 8 Personen ins Verhör gezogen, welche einige Gnaden und Guttaten an diesem Orte erhalten hatten. Auch die schon zahlreich aufgehängten Motivtafeln und andere Dankopfer wurden nach Gebühr in Erwägung gezogen. Kurz, nichts blieb unbeachtet, was irgendwie in Zusammenhang mit dem nun schon wichtig gewordenen Begebnisse stand. Nachdem nun nirgends etwas sich vorfand, was die Sache zweifelhaft gemacht hätte, wurde die ganze Untersuchung mit dem Ausspruche beschlossen: „Es zeige sich mit Grund diese Andacht weit größer und besser als sie vorgegeben worden.“

So hatte nun diese Andacht der Gläubigen die Billigung der Kirche und der Besuch vermehrte sich von Tag zu Tag. Auch der Opfergaben wurden immer mehrere und größere dargebracht. Zugleich wurden aber auch die Klagen über den engen Raum der Kapelle immer lauter und lauter, und die Notwendigkeit eines größeren Gotteshauses stellte sich täglich mehr vor Augen. Daher faßte Abt Hyazinth schon im Jahre 1745 den Entschluß, den aber wegen seines noch im nämlichen Jahre erfolgten Tode sein Nachfolger Abt Marianus II. in Ausführung brachte, einen schönen großen Tempel zur größeren Beförderung der Ehre Gottes und zur Bequemlichkeit der Wallfahrer in Wies zu erbauen; hiezu um die landesherrliche und fürstbischöfliche Erlaubnis nachsuchend. Von beiden Seiten wurde diesem Bittgesuch gnädigste Bewilligung zuteil, die von fürstbischöflicher Seite jedoch unter der Bedingung, daß die zu erbauende Kirche unter der Oberhoheit und Leitung des Fürstbischofs stehen sollte. Vertragsgemäß übernahm das Kloster Steingaden die Herstellung und Erhaltung der Gebäude und die Besorgung des Gottesdienstes durch so viele Priester, als der Fürstbischof für notwendig erachtete, wogegen es die Opfer bezog.

Alles war nun beschäftigt, Baumaterialien herbeizuschaffen. Aus einer Entfernung von 6 bis 7 Stunden kamen die Leute, um unentgeltlich zum Baue dieser Kirche Materialien zuzuführen und Gott dadurch zu ehren, so daß schon im folgenden Jahre der Bau begonnen werden konnte. Am 10. Juli 1746 legte der Propst Herkulan von Dießen im Namen und Auftrage des damaligen Maximilian Josef III. den Grundstein der jetzigen Wallfahrtskirche. Zugleich wurde an der Ostseite der Kirche eine Priesterwohnung zu erbauen angefangen, wozu ein Edler von Augsburg, der bei dem Gnadenbilde augenblickliche Hilfe erlangt hatte, mehrere tausend Gulden hergab. Rasch schritt der Bau voran und schon im Jahre 1749 war der Chor in seiner Pracht hergestellt und man machte nun Anstalten zur feierlichen Übersetzung des Gnadenbildes in die Kirche.

Den 24. August wurde der Chor von Abt Marianus in Steingaden, kraft Vollmacht des Erzbischofs von Augsburg mit den gewöhnlichen kirchlichen Zeremonien eingesegnet. Auch wurde von dem Fürstbischof die Erlaubnis erteilt, das Allerheiligste fortwährend in der Kirche eingesetzt zu haben, die heiligen Sakramente der Buße und des Altares allen Würdigen mitzuteilen, das Wort Gottes von der Kanzel vorzutragen und einige Chorherren für ständig in der an dieser Kirche angebauten Behausung wohnen zu lassen.

Der 31. August wurde endlich bestimmt zur Übertragung des Gnadenbildes. Alle Vorbereitungen wurden getroffen und unter anderem auch ein 60 Fuß hoher Triumphbogen errichtet, um diesen Tag möglichst feierlich begehen zu können. Am besagten Tage nun wurde das Gnadenbild von der kleinen Kapelle herausgenommen und von 6 Chorherren im Triumphzuge in die Kirche, deren Chor ganz vollendet war, übertragen. Der ganze Convent von Steingaden im schönsten Ornate, viele dazu eingeladenen Herren

geistlichen und weltlichen Standes und eine unzählbare Menschenmenge erhöhten die Festlichkeit, deren Andenken noch heute im Volke lebendig ist. Das Gnadenbild wurde hierauf in eine Nische des Choraltars eingesetzt, vom Prälaten von Steingaden feierliches Hochamt mit Predigt gehalten und die ganze Feier ohne die geringste Störung oder Unordnung mit einem Te Deum geschlossen.

Noch in diesem Jahre wurde von Seiner Heiligkeit, Papst Benedikt XIV., allen und jeden diese Kirche Besuchenden und andächtig Betenden unter den gewöhnlich vorgeschriebenen Bedingungen ein vollkommener Ablass erteilt, der jedoch von sieben zu sieben Jahren bestätigt werden mußte, bis er vom Papste Gregor XVI. den 14. April 1845 für ewige Zeiten erteilt wurde.

Von der Zeit an war die Wallfahrt zu dieser Kirche fort und fort im Zunehmen, und die Opfer fielen so reichlich, daß der ganze Bau dieses herrlichen Gotteshauses aus den dargebrachten Gaben konnte bestritten werden. Vom Jahre 1747—1750 einschlässig wurden in Wies 240 000 Kommunikanten gezählt, ohne die, welche in Steingaden ihre Andacht verrichteten, deren Zahl nicht gering war. Öffentliche Kreuz- und Bittgänge zählte man in diesen vier Jahren 127. Unter den bei diesem Gnadenbild erzeugten Gnaden waren vorzüglich hervorleuchtend die innere Bewegung zur Buße und die Umwandlung des sündhaften Tun und Treibens in ein bußfertiges Leben.

Welche Verehrung dieses Gnadenbild des schmerzvollen Geheimnisses der Geißelung in dieser Zeit genoß, war besonders auch daraus erkenntlich, daß Abbildungen von demselben in sehr weit entlegenen Gegenden und Ländern in Kirchen und Kapellen aufgestellt wurden, ja sogar neue Kapellen zu diesem Zwecke entstanden, wie z. B. Wies bei Freising, welche Kirche später sich eines nicht unbedeutenden Zugangs erfreute. Der Bau der Kirche ging rasch vorwärts, um so mehr als Kosten und Mühe nicht gescheut wurden. Bis zur Mitte des Jahres 1754 stand der ganze schöne Tempel, dessen Länge 180, Breite 81 und Höhe 100 Fuß beträgt, nebst der dreistöckigen Priesterwohnung, welche 75 sechs Fuß hohe Fensterstöcke zählt, zum größten Teile vollendet da.

Den 1. September 1754 wurde die Kirche von dem Titl. Herrn Adelman, Reichsfreiherr von Adelmansfelden, Bischof zu Maktaria und Weihbischof zu Augsburg, feierlichst eingeweiht im Beisein einer unzähligen Menge Volkes.

Weiter siehe: Sulzbacher Kalender 1854, Seite 74 ff.

Bis zum Jahre 1779 betrug die Kommunikanten jährlich zwischen 30 000 bis 40 000, ohne diejenigen, die in Steingaden die hl. Sakramente empfingen. Viele Gnadenbilder gingen nach den entferntesten Gegenden: 23. 1. 1776 nach Landshut; 29. 10. 1776 nach Neu-Rhode in Schlesien; 14. 6. 1777 nach Schiernach im Elsaß.

Groß ist die Zahl der Kreuzzüge, die nach Wies kommen. Der „Lauinger Kreuzzug“ umfaßt eine Menge schwäbischer Wallfahrer. Jahrelang kam die

schwäbische Gemeinde Rammingen (Oberrammingen, Lkrs. Mindelheim), noch jetzt (um 1870) kommen Altensteig, Roth und Forst (Rott, Lkrs. Landsberg; Forst, Lkrs. Weilheim). Um 1780 war der Höhepunkt der Wallfahrt erreicht.

Im Jahre 1803 wurde in der Wies die Säkularisation durch denselben Kommissär durchgeführt, der auch Steingaden säkularisierte. Zunächst sollte der gegeißelte Heiland entfernt werden. Von den Einwohnern ließ sich niemand herbei, hiez zu hilfreiche Hand zu bieten. So wollte der Kommissär der Klosteraufhebungskommission, Herr Oberdorfer, Klosterrichterssohn aus Steingaden, selbst Hand anlegen, um das Bildnis von seinem Orte zu bringen. Bald jedoch gereute ihn dessen, nachdem er schon ein paar Stufen des zu diesem Zwecke hergestellten Gerüsts bestiegen hatte, den schönen majestätischen Bau betrachtend, rief er aus: „Ach! Lassen wir sie (die Kirche) stehen“. Er versprach nun, nichts mehr zu tun, was den Abbruch der Kirche herbeiführen dürfte, sondern nach Kräften zu deren Erhaltung beizutragen; mit welchen Äußerungen er seiner Umgebung — die Bewohner der umliegenden Orte — in nicht gehoffte Freude und Entzückung versetzte.

Und wirklich! Von der Zeit an wurde nicht mehr an einen wirklichen Abbruch der Kirche gedacht. Sie wurde auch nicht geschlossen und nie, weder an Private, noch an Gemeinden verkauft, sondern schon im Jahre 1804 der Obsorge des kgl., damals noch kurfürstlichen Rentamtes Schongau übergeben, welches auch im nämlichen Jahre noch in Wies erschien, um über das von der Klosteraufhebungskommission Zurückgelassene ein Inventar aufzunehmen. Alles, was bei der Kirche zur Zeit noch war, blieb; nur die große Glocke wurde 1805 an den Glockengießer Renault verkauft, die aber durch freiwillige Beiträge der umliegenden Bewohner um die Summe von 595 Gulden wieder angekauft wurde. So blieb es einige Jahre.

Einige Exkonventualen von Steingaden, namentlich der ehemalige Superior der Wallfahrtskirche, P. Theodor Münch und P. Augustin, besorgten die religiösen Bedürfnisse der Wallfahrtskirche, auch der ehemalige Prälat von Steingaden (Gilbert Michl) nahm, nachdem er von München zurückgekehrt war, drei Jahre hindurch hier seinen Wohnsitz.

Zur Geschichte des Baumeisters Kaspar Feichtmayr Forst — Bernried — Weilheim *von Willi Mauthe*

Der 1637 (oder 1639?) in Forst bei Wessobrunn geborene Maurermeister und Stukkator Kaspar Feichtmayr gehört seinem Geburtsort nach zum Kreis der Wessobrunner. Feichtmayr hat sich jedoch schon früh eigenständig gemacht. Mit ca. 25 Jahren heiratet er in Bernried am Starnbergersee, ist dort in der Hauptsache wohnhaft, erwirbt aber auch das Weilheimer Bürgerrecht

und scheint dort, in Weilheim (1704) auch gestorben zu sein. Schon rein geographisch gesehen hat er damit eine Richtung eingeschlagen, die von seinen Landsleuten sonst weniger begangen wurde.

Der Ort, die Zeit und der Meister seiner Ausbildung scheinen bis heute noch unbekannt zu sein. In den Briefprotokollen (Lernbriefen) Weilheims, die aus der Zeit des 17. Jahrhunderts 18 Lernbriefe von Wessobrunnern enthalten, ist er nicht zu finden. Bis vor etwa zwei Jahrzehnten hat man ihn höchstens aus Hagers Arbeit über die Wessobrunner gekannt. P. Karl Mindera hat ihn in seiner Arbeit „Benediktbeuern, Das Handwerk im Dienst der Kunst auf dem Boden der Grundherrschaft Benediktbeuern“, München 1939 ins Licht gerückt. Bald darauf hat Norbert Lieb in seinem Buch „Münchener Barockbaumeister“ erneut mit Literaturangaben auf ihn hingewiesen, München 1941. Noch immer gibt es jedoch Lücken in seiner Lebensgeschichte zu schließen. Nachstehendes sei ein Beitrag hierzu.

Bevor hier zu den neuen Funden im Stadtarchiv Weilheim übergegangen werden soll, sei ein Versuch gestattet, Feichtmayrs Jugendzeit und Umgebung wenigstens skizzenhaft zu umreißen. Seine Jugendjahre fallen in die letzte Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der sich erst in diesen Jahren in Weilheims Umgebung, wie auch Cölestin Leutner zu berichten weiß, besonders hart bemerkbar machte. Der junge Kaspar hat sicher schon von der Erstürmung der Nachbarstadt Weilheim anno 1646 und dem dabei erfolgten Tod des alten Elias Greither gehört. Andererseits fielen seine schon etwas reiferen Jahre in die Periode des bau- und schmuckfreudigen Wessobrunner Abtes Bernhard Gering (1655–1666), der das Münster stukkieren und den großartigen Pfingstaltar errichten und u. a. in Forst selbst die Kirche restaurieren ließ. Kaspar ist nur wenige Jahre älter als sein bedeutender Landsmann Johann Schmuzer (1642–1701). Daß Feichtmayr sich von Forst bzw. Wessobrunn nach Bernried absetzte, hing vielleicht mit dem in Bernried damals erfolgten Klosterbau (1655) und der neuen Kirche (1662) zusammen. Der Bauherr selbst stammte aus der Wessobrunner Gegend: Propst Johann Riedl aus Raisting (1638–1675). In Wessobrunn befand sich aber damals bereits der spätere Nachfolger Gerings, der P. Wolfgang Dreutterer aus Bernried (Abt von 1666–1671). Daß auch der noch spätere Abt Virgil Dallmayr (1696–1706) aus Bernried stammte, ergibt für die engere Beziehung zwischen Wessobrunn und Bernried in Feichtmayrs Zeit einen weiteren Hinweis. Daß das verhältnismäßig schlichte Bernried damals einen guten Ruf hatte, beweisen die sieben Pröpste, von denen in der Zeit von 1621–1741 allein sechs aus dem Dekanat Weilheim stammten! Nicht mit Unrecht preist Gailler dieses Dekanat mit den Worten: „Ecce! quanta Capitulum Weilheimense Ecclesiae dederit lumina!“

Mit mehr oder weniger Gewißheit werden Feichtmayr heute Bau- und Stuckarbeiten in nachstehenden Orten zugeschrieben: ca. 1663–1669 Lechfeld, 1663–1668 Habach, 1669–1673 ff. Benediktbeuern Kloster und Kirche,

1670 Kochel Turm, 1671 Bichl Turm, 1672 Bernried Gruftkapelle, 1674 Oberfischbach Turm, 1681 Waldsassen, 1683 Wertach, 1684 Unterammergau, 1685 Lindenberg, 1685–1686 Weilheim Spital, 1687 Oberostendorf, 1688 bis 1690 Kochel vielleicht Kirche, 1688 Amdorf Kirche, 1696 Allmannshausen Schloß, 1698 Tutzing Friedhof, 1707 Iffeldorf (Einweihung!) u. a.

Als einem „redlich gestuckten Mitmaister“ der Weilheimer Maurerzunft begegnen wir ihm in den Briefprotokollen Weilheims am 6. März 1673 im Lehrbrief des Georg Schaidhauf von Forst, am 13. Juli 1687 des Michael Gebhard aus Bernried, am 4. März 1688 des Michael Zwerger aus Ammerland und am 24. Februar 1690 des Georg Ettenhofer aus Bernried jeweils als Lehrmeister. Die Bedeutung des Letzteren rechtfertigt den Wortlaut dieses Lernbriefes: „Die verordneten Zunftmeister eines ehrsamten Handwerchs der Maurer in der churfürstl. Stadt Weilhaimb Hieronymus Harrer und Josef Miller bekennen und geben einen Lehrnbrief Georg Ettenhofer, Peter Ettenhofer (sic) Söldner von Bernriedt selbiger Hofmarch und dessen Eheweib eheleibl. Sohn auch seines Handtwerchs ein Maurer, welcher dasselbig bey Casparn Feichtmayrn Maurermeister zu ermeltem Bernriedt 3 ganze Jahr lang als vom 22. Febr. ao. 1687 bis wiederumb auf solche Zeit ao. 1690 aneinander aufrecht und redlich erkennt, das seinethalben einiche Clag oder Mangl niemallen vorkommen, dahero er quitt frey, müßig, ledig und losgesagt und ihm dieser Lehrnbrief zugestellt worden. Handtwerchsporgen seind gewesen Michael Most und Davidt (Strauß) beide Bürger und Maurer allhier. Actum den 24. Febr. ao. 1690 — Testes: Caspar Renner und Christoph Tabländer, auch beide Bürger und Maurermeister.“ Am 24. März 1690 ist er als Lehrmeister seines Sohnes Josef genannt, der dann bei Mmst. Wildenroder in Murnau auslernt. — Ein wichtiger Fund war ferner das Todesjahr des Meisters. Im Inventurbuch der Stadt von 1686–1707 findet man auch das Inventarverzeichnis Kaspars (s. LIL 1960 „Vom Hauswesen unserer Alten“). Dort heißt es: „Inventarium, welches über weyland Caspar Veichtmayr (sic), gewesten Bürgers und Maurermeisters allhier sel. hinterbliebenen Verlassenschaft im Beisein der von Obrigkeit wegen verordneten Commissarien Herrn Sebastian Gättinger, derzeit Ambtsbürgermeister, dann Herrn Melchior Landsberger des Inneren Rhats umb dass etwelche Kündler in der Frembd sich befinden, gehalten, und durch Johann Sebastian Lienhardt Stadtschreiber allda beschrieben worden den 10. November 1704.“ Weil das Inventar jeweils bald nach dem Tod des Besitzers aufgenommen wurde, ist mit diesem Datum 1704 auch das Todesjahr Kaspars gesichert. Aus den Sterbematrikeln der beiden Pfarrämter ist nichts zu entnehmen, weil diese im Pfarramt St. Pölten erst 1733 beginnen und in jenem von Mariä Himmelfahrt die Jahre 1704 und 1705 merkwürdigerweise nicht eingetragen sind. Auch der um Weilheims Geschichte so sehr verdiente Kurat Schmidtner hat lt. Hager darauf hingewiesen, daß Feichtmayr in den Pfarrbüchern nicht vorkomme.

Das genannte Inventarium erzählt aber auch noch des weiteren von des Baumeisters Kindern bzw. von deren damaligen Aufenthaltsort. Neben der hinterlassenen Witwe Maria (es scheint die erste Frau Maria Wagner, Försterstochter aus Bernried zu sein) sind 8 Kinder aufgezählt. Hager nennt elf. Martin, Josef und Gregor fehlen. In der folgenden Aufzählung sind die Angaben des Inventariums in Klammern dazugesetzt.

Thomas get. 13. 12. 1663 (Chorregent, verheiratet in Weilheim)
Maria get. 18. 3. 1665 (Fischmeisterin in Possenhofen, verheiratet)
Dionys get. 5. 10. 1666 (Schulmeister zu Bayerdießen, verheiratet)
Kaspar get. 4. 1. 1669 (im Schwabenland verheiratet) — dieser dürfte der nachher in einem Brief genannte Johann Kaspar in Söflingen sein)
Martin get. 11. 11. 1670 (im Inventarium nicht genannt)
Regina get. 31. 5. 1672 (Köchin zu Bernried, verheiratet)
Josef get. 22. 2. 1674 (im Inventarium nicht genannt)
Simon get. 21. 10. 1675 (in Eging verheiratet)
Elisabeth get. 27. 10. 1677 (zu Dietfurt, noch ledig)
Magnus get. 6. 9. 1679 (allhier, noch ledig)
Gregor get. 4. 3. 1682 — nach Hager gestorben 7. 11. 1691.

Hiezu ist noch zu bemerken, daß ein Verzeichnis „Was für Kinder bei der churfürstl. Stadt Weilhaimb außer Landts sich befinden“ (1701) obigen in Eging verheirateten Sohn Simon als Glasergesellen in Wien aufführt.

Eine weitere Ergänzung zur Familiengeschichte der Feichtmayr ist ein im Stadtarchiv vorhandener Brief des Maurermeisters Magnus Feichtmayr vom 3. März 1718 an den „Ehrengachteten und kunstreichen Johann Kaspar Feichtmayr (sic), Bürgern und Stockhodorer und (unleserl.) meinen sonders vielgeliebten Meister in per Ulm Seflingen.“ Der großformatige, drei Seiten lange Brief handelt von einem widerspenstigen Lehrling Johann Frey in Ulm oder Söflingen. Die Anrede „Ehrengachteter, kunstreicher sonders geehrter Mitmaister und *Brueder*“, das Datum und das mittlerweile bekannt gewordene Todesjahr weisen zwingend auf den oben genannten in Schwaben verheirateten Sohn Johann Kaspar hin.

Unser Kaspar Feichtmayr sen. tritt in den Steuerbüchern Weilheims erstmals im Jahre 1677 auf. Hier wird er unter der Rubrik „Steuer in der Stadt Weilheim von denen Bürgern, so nit eigene Stücke haben, sondern nur gemeine Bürgersteuer geben“ aufgeführt. Im Jahre 1694 bezahlt er Nachsteuer mit dem Vermerk „diejenigen, welche anderweitig wohnhaft sind“ mit der Bezeichnung „Caspar Veichtmayr Maurermeister Bernriedt.“ In einem Kaufbrief vom 8. Januar 1696 ist er bereits als Hausbesitzer ausgewiesen. Dort heißt es „Maurermeister Josef Miller verkauft seine Behausung etc. in der oberen Stadt zwischen Kaspar Feichtmayr, Maurermeister und dem Georg Gilg, Tagwerker Behausungen inliegend.“ Anno

1706 erscheint an seiner Stelle sein Sohn Magnus Feichtmayr. Noch im Jahre 1702 wird er laut Ratsprotokoll vom 4. September mit 1000 Steinen bestraft, weil er in der Lichtenau unberechtigterweise Heu gemäht hat.

Im Rahmen der Zunft wird er ferner im Lehrbrief des Blasius Schropp vom 23. September 1696 als Zunftmeister, in einem solchen des Josef Kölbl aus Riedhausen vom 11. Dezember 1695 als Zeuge, in verschiedenen anderen des Jahres 1698 als Porge genannt.

Von seinem Spitalbau in Weilheim sagt eine Marmortafel im heutigen Spital bzw. Bürgerheim an der Münchnerstraße (das aber nicht an der Stelle seines Baues steht): „Den 17. April 1686 ist das vorige Spital laut gnädigst. Consenses de dato 13. April anno 1685 abzusprechen angefangen, dieses hienach von neuem aufgebaut und den 13. Juli 1686 unter das Tach gebracht und völlig gedöcht worden. Spitalverwalter sind gewesen: Franz Koch, Bürgermeister und Mahler, Augustin Reindl des Rats und Rotgerber, Stadt- und Spitalschreiber Johann Sebastian Lienhardt. Maurermeister war Kaspar Feichtmayr zu Pernriedt und Burger . . . (wohl allda), Zimmermeister Marzellus Purckhardt von Eglfing.“

Von diesem Spital, früher südlich der Mariä Himmelfahrtskirche gelegen, existiert auch noch ein Riß und zwar eine Außengesamtansicht von der Nordseite her. Die beiden einzigen Vermerke „No. 1“ und „No. 2“ weisen in ihrer Schriftart auf die Zeit des Baues hin, so daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß es sich um einen Riß des Baumeisters handelt.

Hiezu ist weiterhin vorhanden ein „Verzeichnus, was mein unterschribenen Maurermeisters Pallier, Maurer, Lehrnjung und Zuetrager bey dem würdigen Heil. Geist Spital zue Weilhaimb sowohl mit Abbrechung als auch wid. die angedingte 2. Gaden hoch, so notwendigerweis hat müssen dieffer oder nider abgebrochen und widerumben auf bis an die 2. oberer angedingte Gaden gemaurth werden müssen in der ersten Woche vom 22. bis 27. April ao. 1686 verdienth haben als volgt.“ Genannt sind dabei: Thomas Gannenbacher, Pallier; Michael Weiß, Simon Haigl, Jakob Rieger, Friedrich Planckh, Jakob Sanktjohanser, Christoph Carl, Josef Hörtl, Maurer; Josef Hälbling, Lehrnjunge; Georg Mayr, Mertlriehrer; Martin Schwarz, Zuetrager; ferner Christoph Harrer, Michael Siller, Lorenz Haigl und Oswald Räßler.“ Unterschrieben ist das Verzeichnis von „Caspar Veichtmayr, Bürger und Maurermeister zue Weilhaimb und Bernriedt“. Die Namen der genannten Maurer finden sich in den über 200 Weilheimer Lehrbriefen des 17. Jahrhunderts nicht.

Aussichtspunkte des Lech-Ammergebietes in erdgeschichtlicher Gesamtschau

von Anton Micheler

In dem malerischen Mosaik des Alpenvorlandes mit der gesegneten Fülle seiner Wälder, Hügel, Seen und fließenden Wasser ragen einzelne Höhen als besondere Erlebnispunkte heraus. Im Bereiche des Lech-Ammergebietes treffen wir sie wesentlich zahlreicher an, als im Umlande der übrigen, dem Gebirge enteilenden Flüsse. Die Ursache hierfür ist der alttertiäre Untergrund, der von der Isar gegen Westen zu mit der Murnauer-, Rottenbucher- und Peißenberger Kohlengebirgsmulde allmählich an Breite wie Höhe gewinnt und damit der geologischen Struktur wie der überwiegenden Wiesenwirtschaft nach zum Allgäu überleitet. Nur wenige Auftragungen des oberbayerischen Gebirgsraumes sind so bekannt und vielbesucht wie der Peißenberg. Was sie alle jedoch verbindet, ist die über weit geöffnetem Lande sich offenbarende Stille und ihre von Höhen und Tiefen kulissenartig gestaffelte Schau. Besonders aufschlußreich ist daher der Einblick, den sie in kennzeichnende Bodenformen größerer Landschaftseinheiten vermitteln. Neben ihrem jeweiligen Gesteinsaufbau erschließen sie zuletzt einen zeitlichen Werdegang in dem nicht nur von der Eiszeit her bestimmten Landschaftsbild.

Im folgenden sei daher versucht, einige markante und leicht zu erreichende Auftragungen aufzuspüren und ihre Blickkreise zu einer geologischen Gesamtskizze des Lech-Ammergebietes zusammenzuschließen.

Im Altmoränenland

Der Stoffersberg (690 m)

500 m nördlich der von Landsberg nach Buchloe führenden Straße steigt eine von Fichten bestockte, das Umland allseits beherrschende Höhe bis 684 m empor. Mit ihrer auffallenden Breite erinnert sie von weitem an eine, von den abtragenden Kräften herausgearbeitete, Basaltkuppe der deutschen Mittelgebirgsschwelle. Gleichviel ob wir uns ihr von *Oberigling*, dem *Marienhofe* oder vom *Singoldtale* (Landschaftsschutzgebiet) zu Fuße nähern, bedeutet es eine nicht geringe Überraschung, zuletzt vor einem steilen Aufstieg zu stehen. Wälle und Gräben, an den flacheren Geländeseiten kräftig angelegt, umziehen eine Burganlage, die ehemals längs der von München über *Landsberg* nach Mindelheim verlaufenden Salzstraße ihre beschützende Aufgabe erfüllte.

Kappenartig deckt hier ein zementartig verfestigter Schotter, mit auffallend reicher Beteiligung von zentralalpinen Hartgesteinen (Quarze, Gneise u. a.) in sandigem Bindemittel den jungtertiären Untergrund ab. Letzterer zeichnet sich in den Bodenwellen eines verrutschten Geländes, so-

dann in reichem Farnvorkommen (*Aspidium filix Mas*) und einem für tonigfeuchte Böden kennzeichnenden Tannenhorste ab.

Nirgend im weiten Umkreise wiederholt sich diese nur dem Stoffersberg eigentümliche Nagelfluhe. Nach B. Eberl liegt hier der dürtige Rest eines Flußschotter vor, den die Abtragung durch Entfernen der einstigen Hochufer als Rinnenfüllung herauspräparierte. Sein Alter reicht der überragenden Höhenlage nach bereits in jene Zeit zurück, die ein endgültiges Kühlerwerden des Klimas und erste größere Firnbildungen in den Alpen kennzeichnen. Somit kann die *Stoffersbergkuppe* als naturdenkmalartiges Dokument gelten. In dem Ablauf des Eiszeitgeschehens kommt ihr nach J. Knauer und B. Eberl die Rolle einer ältesten Ablagerung zu.

Beim Abstieg gegen Osten deutet eine weitere Hangversteilung einen Ablagerungsrest der Mindeleiszeit (drittvorletzte Vergletscherung) an, dem in weiterer tieferer Lage am Marienhofe der lehmige Moränensaum der Reißvereisung (vorletzte und am weitesten nach Norden reichende Vergletscherung) folgt.

Nur gegen Osten zu öffnet sich der Blick über die weitflächigen Geröllschüttungen der letzten oder Würmeiszeit. Sie liegen im Formengebäude des Eiszeitlandes am tiefsten. In sich selbst wieder abgetreppert (*Römerau-, Epfacher- und Kinsau-Spöttinger* Schotterstufe), zieht dort, wo sie zum Lech hinunterführen jenseits davon ein langgezogenes Hochufer den Horizont entlang. In scharfem Ostdrängen hat dort der Fluß den wechselnd hohen Flinksockel samt den älteren Eiszeitschottern steil unterschritten — ein Bild, das sich an der Isar bei München, am Inn bei Wasserburg, an der Salzach bei Laufen, Tittmoning und Burghausen in ähnlicher Weise wiederholt.

Das Bayertor in Landsberg

Von seiner Zinne aus gliedert sich das weite Umland in aufschlußreiche Leitlinien auf. Jenseits des Lechs weisen, bei Schneerestlage auffällig unterstrichen, die drei bereits erwähnten spätwürmeiszeitlichen Stufen zu dem großen Waldriegel des westlichen Lechtalrandes hin. In ihm verbergen sich neben der Stoffersbergkuppe mehrere alteiszeitliche Schotterzüge, die schräg aus dem südlich gelegenen Sachsenriederforst zum heutigen Lechtal herüberziehen. Von den Restvorkommen der Günzeiszeit — westlich Haltestelle Sachsenriederforst — als höchste Decke, bauten die Schmelzwasser später folgender Vergletscherungen ihre Geröllfracht jeweils tiefer in den Flinkuntergrund ein.

Sollten hier in solcher Höhe einmal Flüsse ihre Wege gezogen sein? Dies ist nur wahrscheinlich, wenn wir uns an Stelle der breiten Lechrinne von heute und des Hühnerbachs (Osterzell) wie auch des Singoldtales einen Flinkhöhenrücken als gegenüberliegendes ehemaliges Hochufer vorstellen.

Später folgende Abtragungsvorgänge modellierten die verfestigten Flußbettfüllungen als lange einheitlich erscheinende Rücken heraus — eine Relief-

umkehr, die, bereits am Stoffersberg erwähnt, sich auch in den übrigen Altschotterbereichen des Alpenvorlandes wiederholt.

Dem schwäbischen Typ der Eiszeitlandschaft mit seinen wechselnd breiten Tälern und trennenden, donauwärts verlaufenden Rücken, den sogenannten „Riedeln“, stehen die bucklige Welt der Moränen, einsame Trockentälchen und das dichte Netz mooriger, vielfach die Richtung wechselnder Bäche, gegenüber.

So zeichnet sich der große Endmoränenbogen des Ammerseeegletschers, gesehen vom Sattelturm von *Schwifting* als einheitliche Waldlinie ab. Zwischen ihm und dem Ort zogen ehemals schuttüberladene Schmelzwasser über *Penzing* – *Oberbergen* und *Winkel* in das eisfreie Vorland, zum damaligen Lech hinaus. Was sich jedoch bis zum Bayertor hin breit und behäbig heranschiebt, ist Schuttgelände des rißeiszeitlichen Ammerseeegletschers. In seine weitgezogenen Flächen gliedert sich bei *Reisch* eine Senke ein, die bei der Höchstausdehnung des letzteiszeitlichen Ammerseeegletschers eine kleine Wasserfläche barg. Die in ihr niedergeschlagene Gletschertrübe wurde ehemals in den keramischen Werkstätten von Dießen verarbeitet. Der Ortsname selbst leitet sich nach E. Wallner von dem lat. „riscus“, die Binse, ab, die auf dem wasserstauenden Tongrund z. Zt. des Ausbaues von Schwifting hier in Massen gedieh. Sonst vermitteln Verwitterungslehm und durch Auswaschung bindig gewordener Lößstaub (Lößlehm) als nährstoffreiche Böden der Landschaft bis zur Augsburg-Münchner Bahnlinie hin ein noch durchaus bäuerlich gebliebenes Gesicht. Mit unterlagerndem gelblich-braunen Geschiebelehm und älteren Eiszeitschottern ruhen diese in wechselnder Höhe dem quellenreichen Flinzsockel auf. Sie zusammen bauen z. B. beim *Naturfreundenkmal* (südlich der Stadt Landsberg am Lech) die steile Halde am Lech. Zugleich teilen sie den Vegetationsmantel in den licht- und wärmeliebenden Lockerrasen der alpinen Fels- und Geröllheide und dort, wo das Grundwasser zutage tritt, in das saftige, vielfach wechselnde Grün der feuchten Eschen-, Ahorn- und Weidensäume auf. Da und dort stockt im Schuttbereich der Nagelfluhhänge die Buche in reinen Beständen und schließt in ihrem hellen Schatten eine Reihe von Pflanzen des Bergwaldes ein. Wie sehr aber auch eine erdgeschichtliche Betrachtung das Kulturbild bestimmt, erweist sich gerade an den Siedlungen der bajuwarischen Landnahme. Mit ihren typischen ing-Endungen reihen sie sich längs des quellenreichen Hochbordes als Grenze zwischen trockenen Heidewiesen und lehmigen Ackergründen auf (*Reichling*, *Mundraching*, *Pitzling*, *Kaufering*, *Schewing*, *Prittriching*). Die meisten von ihnen ragen heute noch, sowohl der Bevölkerungszahl wie den Hofgrößen nach, auffallend im Netz der Ausbau- und Rodesiedlungen hervor.

Die Jungmoränenlandschaft

Mit den Alpenvorlandseen und ihrem Umland ist die bucklige Welt der sog. Jungmoränen mit ihrer unabsehbaren Flucht von Kuppen, wallartigen

Hügelreihen mit Aussichtspunkten, trocken liegenden Tälern und Tälchen untrennbar verbunden. Was sich an kleinen Weihern, größeren Wasserflächen und Mooren dazwischenschiebt, gestaltet sich mit dem Mosaik von Reibuchen- oder Mischbeständen von Fichten, Tannen, Föhren, Eichen, Hainbuchen und Durchblicken auf die Alpenkette oder über Hügel aufragende barocke Zwiebel- und spätgotische Satteltürme zu stetig wechselnden Bildern höchster malerischer Kraft. Eine noch vor etwa 15 000 Jahren fast vegetationslose Schuttwüste ist für alle jene, die dem Alltag zu entweichen versuchen, zu einer, in beglückende Ruhe gehüllten, erlebnisreichen Natur geworden.

Aus der Vielzahl auffallender Höhen nur einige Sichtwarten herauszugreifen, mag dem Kenner dieser Landschaft als Willkür erscheinen. Ihre Wahl gründet sich jedoch auf besonders weitreichende Blickreise und Ausschnitte, die hervorragende Einblicke in die Bauformen der Lechrainer Landschaft vermitteln.

Höhe (660 m) nordnordwestlich Unterfinning

Der steil aufragende Hügel, aus tonig durchsetztem Material, aufgebaut (Grube an ihrer Westseite), reiht sich einem Schuttgürtel an der Westflanke des Ammerseegletschers ein. Seine Entstehung geht auf einen länger dauernden Rückzugsstillstand zurück (Stadium von *St. Ottilien*, nach J. Knauer). Über *Hofstetten*, östlich *Thaining*, *Ludenhansen*, *Rott*, nähert sich diese Moränengirlande bei *Birkland* dem Lech, wurde aber, wie der nördlich davorliegende Reichlinger Endmoränenbogen, von ihm jedoch nicht zerstört. Unmittelbar südlich unseres Standortes erscheint das Gelände bis zu der nach *Schwifing* führenden Straße durch kleine grubenartige Vertiefungen auffallend blattennarbig verformt. Ihnen entsprechen die ausgeschmolzenen Eisschollen eines größeren Gletscherbruches, dem zugleich starke Schmelzwasserbäche entströmten. Ihre ausräumende Kraft schuf ein hier ansetzendes Tal, das als breite Schotterrinne gegen *Schöffelding*, *Eresing* und *Türkenfeld* dem Eissaume entlang zum heutigen Ammerseebecken verlief. Die kleine Kerbe hart östlich der Kuppe dagegen furchte ein reißender, von der Gletscheroberfläche herstürzender, Überlauf, der aber bei dem durchlässigen Schuttgrund rasch seine Kraft verlor. Gegen Süden und zum *Ammersee* hin schwingt das Gelände in weitgezogenen Wellen dahin. Es gehört den mineralkräftigen Böden des Geschiebelehms an. Sie ermöglichen hier den Ackerbau, bedingen aber zugleich in den Mulden den wechselfeuchten Untergrund der Besenriedwiesen, die wiederum zu den Moorwäldern und zuletzt zu Bergkiefernbeständen überleiten. In den um *Dettenschwang* schwarmartig dahinziehenden fischrückenähnlichen Höhen zeichnen sich als sog. Drumlins kräftig schürfende Stromlinienfächer des Gletschers ab.

Keltenschanze bei Utting

Zur Zone der Grundmoräne oder des Geschiebelehmes gehört, westlich vom tiefeingeschnittenen Schmelzwasserrandtal der *Windach* umzogen, auch

eine 1 km südöstlich von *Achselschwang* gelegene, noch gut erhaltene Erdwerksanlage keltischer Zeit. Sie eröffnet neben dem Friedhof von *Oberschondorf* und dem *Schatzberge* bei Dießen einen der weitreichenden Blicke über die zungengleiche, noch von Wassern erfüllte Zweigbeckenfurche des Ammerseegletschers. Der auffallend hohe Rücken mit der Kirche von *Andechs* baut sich aus hartverfestigten Schottern der drittvorletzten Vergletscherung (Mindeleiszeit) auf, deren transportierende Wasser auf einer ehemals höhergelegenen Flinzoberfläche nordostwärts zogen. Eine später folgende, im weichen Flinzsockel kräftig wirksame, Abtragung durch wiederholte Eisschürfe, gestaltete auch sie zu beherrschenden Leitzügen im Bilde der Landschaft um.

Die gleiche geologische Situation besitzt auch der *Schatzberg* (667 m), 2,5 km südwestlich von *Dießen*. Hier ragen zwei, durch einen quellenführenden Flinzausbiß voneinander getrennte Schotterstränge ebenfalls als auffallender Rücken empor. Seine Südseite ist im Luv der andrängenden Eisfluten wesentlich kräftiger versteilt als seine im Erosionsschatten (Lee) sanfter fallende Gegenseite. Unter seiner Geschiebelehmdecke (Grundmoräne) schaltet sich in der Grube nächst dem jetzt verschwundenen Ziegelstadel (ehemaliger Abbau von Flinzletten) ein aus zersetzten und pulverig angeätzten Geröllern durchspickter Verwitterungslehm ein. Seine Lage über den felsig verbackenen Mindelschottern weist ihn einer mindel-riß-würmeiszeitlichen (interglazialen) Landoberfläche zu (Knauer). Wall und Graben der ehemaligen Burganlage (Mechthildiskapelle) beweisen auch hier wiederum, wie oft sich die Kulturgeschichte mit dem jeweiligen Charakter eiszeitlicher Geländeformen verknüpft.

Wolfsberg bei Reichling

1 km südlich dieser, der Zeit der bajuwarischen Landnahme entstammenden, Siedlung bricht der gedoppelte Endmoränenwall des Ammerseegletschers fast mauerartig zur tiefliegenden Lechniederung ab. In die feierliche Weite ordnen sich als zunächstliegende Punkte am Westhorizonte die aus alteiszeitlichen Flußsystemen sich aufbauende Schotterplatte des Sachsenriederforstes, dann die spätwürmeiszeitliche Gerölltreppe des Lechtals, die lebhaft dahinschwingende Rückzugsmoränenrandlage vom *Kalvarienberg* bei Rott im Osten und die südwärts sich anschließenden Wälder und Moore um Peiting ein. Bei *Apfeldorf* dehnt sich der Lech zu einer breiten Fläche, eine von jenen 11 Staustufen, die von Schongau bis Landsberg hinab den einstigen Wildfluß zu einer geschlossenen Seenkette verwandeln. Jenseits davon öffnet sich am Horizont eine auffallende Kerbe. Ihre westliche Flanke gehört dem mindeleiszeitlichen Nagelfluhrücken des *Schwalbensteins* südöstlich von *Hohenfurch*, einem spornartigen Erosionsrest zwischen der Bannwaldsee- und Lechtalgletscherzunge, an. Die dortige Steilwand eröffnet einen prachtvollen Blick auf die cañonartig gestaltete Durchbruchsstrecke des Lechs. Was der Wolfsberghöhe aber eine besondere Note verleiht, ist der Grenz-

bereich zwischen der letzten (Würm-) und vorletzten (Riß-) Vergletscherung. Dreißigtausend Jahre einer dazwischenliegenden Wärmeperiode trennen sie voneinander. Hier am *Wolfsberg* steigt aus der Ebene eines großen Schmelzwasser-Randtales der auffallend steile Wallzug der würmeiszeitlichen Endmoräne auf. Ihre geringe Verwitterungskurve gestattet vorwiegend nur Graswirtschaft. Der meist durchlässige Untergrund und die örtlich rasch wechselnde Tiefe des Grundwasserhorizontes gewährt auch dem Walde Raum. Dort, wo sich von *Vilgertshofen* her der *Buchwald* (heute Fichten) hereinschiebt, erscheint das Gelände auffallend flacher und ausschließlich von Äckern überzogen. Ursache hierfür ist eine Lehmdecke, die während des warmfeuchten gletscherfreien Klimaabschnittes (Riß-Würm Interglazial) die Rißmoräne mit einer mächtigen Verwitterungsrinde überzog. Hinzu kam auch noch ein Lößanflug, den kalttrockene Gletscherwinde aus der später wiederum folgenden Schuttwüste der würmeiszeitlichen Ammerseemoränen als feinsten Gesteinsstaub darüberlegten. Die schmale, zum Lechbord verlaufende Senke an der Grenznaht der beiden so verschieden garteten Moränenbereiche gehört einem, dem letzten Gletschersaum entlangziehenden Schmelzwasserabflusse, an.

Der Kalvarienberg bei Rott (753 m)

Wie am *Stoffersberg*, dem *Fuchslochberge* bei *Stoffen*, der *Ödenburg* bei *Mühlhausen* und dem *Schatzberge bei Dießen* wird auch seine Höhe von einem mittelalterlichen Erdwerk gekrönt. Der dunkle Punkt am steilen Südhang gegen *Apfeldorfhausen* hin (gletscherseitige Randlage der Moräne) erweist sich als granatführendes zentralalpines Gestein (Amphibolit). In der auffallenden Geländeunruhe zeichnet sich wiederum, wie bei *Unterfinning*, die für jede Rückzugsmoräne so kennzeichnende Toteisbildung ab. Eine schmale Verebnung am östlichen unteren Hange ist eine Geröllanschüttung (sog. Randterrasse), deren Schmelzwasser zwischen dem zurückweichenden Eissaume und der Moräne rasch versickerten. Die große Grube, mit ihrem Wechsel von Schotterlagen und tonigen mit Geschiebelehm bis zu Blockgröße durchsetzten Einschaltungen zeigt, daß auch fließendes Wasser am Aufbau des Schuttalles beteiligt war (Schottermoräne). Die breitgewellte Niederung gegen Süden beherrscht bis über *Wessobrunn* hinaus die Grundmoräne. Daß sie hier einem kleinen Stausee zum Leben verhalf, zeigen schrägliegende Schotter, südwestlich von *Rott*. Der später sich weiter eintiefende Lech setzte ihm jedoch durch „Anzapfung“ ein baldiges Ende.

Höhe (750 m) nördlich Hohenfurch

Mit dem Endmoränenzug der Lechtalgletscherzunge gewinnen Straße und Bahn einen jener prachtvollen Blicke zur Alpenkette, die stets zu den eindrucksvollen Erlebnispunkten oberbayerischen Eiszeitlandes gehören. Seine vielgesichtigen Züge überraschen stets von neuem. Gleichzeitig vermittelt es

uns hier einen besonders charakteristischen Einblick in den eiszeitlichen Formenschatz. Unmittelbar östlich der Straße Hohenfurch-Landsberg verflacht sich der Schuttwall, von Toteiskesseln durchsetzt, gegen Norden. Es ist das typische Bild der abziehenden Schmelzwasser, die hier die Vorherrschaft gewinnen und den Übergang zu dem zeitlich dazugehörigen Schotterfeld (der älteren Niederterrasse) vollziehen. Jenseits der Bahn dagegen lag ein Gletschertor. Die reißenden Fluten, die ihm entströmten, kerbten sich auffallend stark in den Wallrücken ein. Modellschön bildeten sie bei den auseinanderstrebenden und beiderseits allmählich auslaufenden Erosionsrändern, wie zwischen *Lengensfeld* und *Thaining*, nordwestlich *Hofstetten*, den Typ eines sog. „Trompetentälchens“ aus. Im SSW halten die beiden Türme der romanischen Basilika von *Altenstadt* den sanften Wurf einer von *Ingenried* herziehenden Hügelzone fest. Mit dem langgezogenen und auffallenden Höhenrücken der ehemaligen Burganlage des Tempelritterordens, jetzt von dem langgestreckten Flachbau einer Kasernenanlage beherrscht, besitzen sie das kennzeichnende Formenbild der in Eisfließrichtung ausgezogenen Rücken. Hier unmittelbar südlich unseres Standortes verlief, worauf B. Eberl erstmals hinwies, der erste längere Stillstand der aus dem Alpentor von *Füssen* letztmals herausgedrungenen Gletscherflut. Mit nachfolgender Firnzufuhr wuchtete sich das Eis über seinen von *Schwabbruck* nach *Ingenried* erstmals angelegten Schuttwall (Würm I Moräne) hinüber und verformte sie, gleichzeitig mit Geschiebelehm überdeckend, zu jenen Gebilden, die schwarmartig angeordneten Fischleibern (Drumlins) gleich zu dem regelmäßig erscheinenden Formengut aller Gletscherbecken gehören.

In geschlossener, buchtenloser Front quoll der Gletschersaum auf die alt-eiszeitliche Schotterplatte des Sachsenrieder Forstes hinauf und entsandte bei seinem endgültigen Halt nächst *Ingenried* und *Sachsenried* (Würm II-Moräne) zahlreiche Schmelzwasserstränge. Ihrer, durch hohes Gefälle gesteigerten Erosionskraft verdanken wir jene, nach Nordost strebenden, nunmehr trocken daliegenden tiefen Rinnen, deren Waldesstille jetzt zu den besonderen Köstlichkeiten des Lechlandes zählt. Am westlichen Horizont erscheint noch das hochgelegene Dorf *Tannenberg*. Sein verborgen gelegener Burgstall verknüpft sich mit der bekannten Erzählung „Rosa von Tannenburg“ des damaligen Seeger Kaplans Christof v. Schmid. Unweit davon schiebt sich die Höhe des *Weichberges* spornartig zum *Auerberg* vor. Einem Schraubstock gleich, zwängte er mit seinem Gegenstück, dem *Berlachberg*, nordöstlich von Schongau, die Eisfluten der Lechtalglatscherzone ein und grenzten diese von jenen des *Geltnachbeckens* bei *Markt Oberdorf* und der Bannwaldseezunge im Zuge des heutigen Lechdurchbruches ab. Es waren also drei große Eisströme, die sich zum Fächer des Lechgletschers vereinten. In ihm ragte der Gipfel des Auerberges, einer verlorenen Insel gleich, aus der Eiswüste empor.

Der Schloßberg (818 m) und Kalvarienberg (821 m) bei Peiting

Seit dem Bau der Lechstaustufe VI bei dem Weiler Dornau werden diese auffallend, im Landschaftsgefüge heraustretenden Rücken, zunehmend mehr besucht. Vom Werk Schongau der Haindlschen Papierfabriken oder von Peiting aus, auf kräftig aufsteigender Straße leicht zu erreichen, führen zuletzt Fußpfade zu ihren Höhen hinauf. Besonders eindrucksvoll ist der Blick vom steilfallenden Lechbord auf die enggeschlossene und inselförmige Lage der Stadt Schongau. Sie ist bedingt durch einen Bogen, den der Lech wohl noch in historischer Zeit kräftig nach Norden schlug. Mit dem Durchbrechen einer, vom Schloßberg nordwestwärts verlaufenden Landbrücke, schuf er zuletzt die allseitig abfallende Höhe der Stadt. Wir haben hier einen jener sog. „Umlaufberge“ vor uns, die sich am Lech, bei *Pürgen*, am Lorenziberg bei *Epfach* (ehemalige römische Befestigungsanlage), bei der *Niederwies* unterhalb der Litzauer Schleife und am Roßberg bei *Ebersberg* jedoch in weitaus weniger auffallender Weise wiederholen.

Jenseits des Umlaufberges weitet sich nach Westen hin das *Altenstädter* Schotterfeld. Seine Geröllmassen schütteten eine nicht geringe Zahl von Schmelzwässern auf, die von der *Tannenberg-Burggener* Rückzugsrandlage zuerst in Rinnen nordostwärts zogen und sich weiter draußen zu einem breiten Schmelzwassergeflecht vereinten. Den nördlichen Horizont umsäumt der hohe Schuttbogen von *Ingenried*, *Sachsenried* und *Kinsau*. Er kennzeichnet den schon erwähnten Höchststand der Lechtalgletscherzunge während der letzten großen Alpenvorlandvereisung. Einen unmittelbaren Einblick in den Aufbau eines Moränenquerschnittes zeigt die hohe Steilhalde am Fußpfad zum *Kalvarienberg*. Über dem mit Weiden, Erlen und Schilf dicht-überzogenen Flinzsockel (Quellenaustritte) baut sich eine Schotterdecke auf, die als sog. Unterer oder Würm-I-Schotter von dem vordringenden Eise vorausgeschüttet wurde. Über ihn schob sich der Gletscher weiter nach Norden vor und hinterließ bei seinem endgültigen Rückzug zuletzt den hellbraunen, mit zahlreichen polierten und geschrammten Gesteinen durchsetzten Geschiebelehm. Die Rücken des Schloß- und Kalvarienberges selbst sind Anschüttungen, die sich an der Naht zwischen dem Eiskörper der Lechtalgletscher- und jener der Bannwaldseezunge (Ostflanke des Lechglletschers) als sog. Mittelmoräne herausbildeten. Nach dem Abschmelzen der Bannwaldseezunge öffnete sich ein wassererfülltes Becken, in dem sich gebänderte Tone als Niederschlag der Gletschertrübe absetzten. Unmittelbar westlich von *Herzogsägmühle* sind diese in einer (jetzt stark übergrünt) Grube erschlossen. Jenseits des Lechs zeigen ebene Flächen im Bereiche des Weilers *Dornau* Schotterstränge an, die bei ihrer tieferen Lage gegenüber der *Altenstädter* Geröllflur dem einst nach *Hohenfurch* verlaufenden Lech angehören. Deutlich zeichnet sich die Rückzugsmoräne von *Burggen* durch ihre Waldinseln ab.

Nicht weniger reich ist die Sicht gegen Osten. Als bemerkenswertestes Glied im Landschaftsgefüge hebt sich die breite Schotterfläche von *Peiting* ab. Sie wurde einst von der Urammer aufgeschüttet, die ehemals nach Norden zog und östlich von *Hohenfurch* den Lech als Nebenfluß miteinbezog. Erst mit dem in das *Weilheimer* Becken zurückreichenden Rand des Ammerseegletschers konnte sie der großen Verwerfungslinie zwischen der Peißenberger und Rottenbucher Molassemulde folgend, ihren heutigen Weg nach Osten richten.

Die reichgeformten Bodenschwellen um den Bühladrücken gehören Gletscherschuttanhäufungen an, die ein später weiter vordringendes Eis überfuhr, dabei stark verschliff und zuletzt mit einer Geschiebelehmdecke überzog. Die Bergkiefernmoore des *Mairsau-* und *Weitfilzes* (Landschaftsschutzgebiet!) gehen auch hier in ihrer ursprünglichen Anlage auf die wasserstauende Unterlage zurück. Den Unterbau des Eiszeitschuttes dagegen bilden im Bahndurchstich gelblichbraune Sandsteine, die vom *Peißenberg* her zum *Auerberg* und von dort ins Schwäbische zum Bodensee hin weiterstreichen. Nach ihren, vielfach stark zerriebenen und grobschaligen, Versteinerungen und der Lage entsprechend gehören sie der Südküste eines jungtertiären, vom Rhonetal herkommenden (mittelmiozänen) Meeresarmes an. Das Brandungsgewoge auf der Gegenseite des Ablagerungsbeckens hinterließ im Raume der Schwäbischen Alb, so bei *Heidenheim* und *Dischingen* (Württemberg) deutliche Hohlkehlen an den Kalkbänken des Weißen Juras. Eine ähnliche Bodenform, jedoch nicht durch die Sturzwucht von Meereswogen, sondern von der sprengenden, schürfenden und abtransportierenden Kraft des strömenden Eises bewirkt, zeugt der Osthang des *Kalvarienberges* bei *Peiting*. Der Rand des hierher zugehörigen Gletscherstromes drang im Zuge des ehemaligen Ammer- und jetzigen Lechlaufes bis etwa zum *Sperberhof*, *westl. Birkland*, vor. Dort zeichnet der bogenförmige Unterlauf des Wielenbaches in seiner Anlage den damaligen Gletscherrand nach — eines von den vielen Beispielen, wie aus der Anordnung des gegenwärtigen Gewässernetzes im Verein mit charakteristischen Bodenformen die allmähliche Entwicklung des Landschaftsbildes herausgelesen werden kann.

Der Burgberg (715 m) bei Burggen

Deutlich hebt sich von seiner Höhe das Tor von Füssen heraus, links von der vorgewölbten Stirne des Säulings und rechts von der Gipfflur der *Musauer* Berge flankiert. Weiter gegen Westen zu ragt die steile Felswand des *Aggensteins* empor. Mit ihr überfährt die tektonische Groseinheit der Lechtaler Decke die im geologischen Gesamtbau der Alpen tiefer gelegene Allgäudecke (Breitenstein). Der Grat der *Hochplatte*, ein aus Wettersteinkalk aufgebauter Sattel, mit der davorliegenden oberrhätischen Riffkalkpyramide des *Geiselsteins* (bekannter Kletterberg) setzt mit der Talkeröde von Ammergau und jener des Loisachtales bei Eschenlohe-Oberau den östlichen Sichtbogen fort. Bedeutet diese Schau gerade an dunstfreien Tagen ein nachhaltendes Er-

lebnis, so soll jedoch das Zunächstliegende nicht übersehen sein. Wiederum erscheint der gletscherwärts gelegene Hang (sog. Proximalseite) auffallend steiler als dort, wo an der Nordseite des Moränenrückens (Übergangskegel oder Distalseite), die rasch abziehenden Schmelzwasser aufbereitend und ablagernd wirkten.

In der von *Tannenberg* herziehenden Rückzugsmoräne fügen sich beim Einödhof *Steig* (NW) auffallende Kessel ein. Sie sind in ein hier beginnendes Schotterfeld eingesenkt und berichten wiederum von einer nur randlichen Aufspaltung des Gletscherkörpers. Am auffallendsten aber ist gegen Osten zu der halbbogenförmige Verlauf des Walles. Übereinander liegende Sitzbänke würden hier an das Bild eines Amphitheaters erinnern. Diese buchtartige Wölbung leitet sich von einer schnelleren Strömung in der ehemals geschlossenen Eismasse ab. Sie stülpte sich in diesem Abschnitt zungenartig vor, wobei der anfallende Schutt ihrem Saume folgte. Dieses Teilstück einer Moräne dürfte für Oberbayern wohl eines der am besten zu überschauenden Beispiele für den von fächerartig angeordneten Strömungen beherrschten Gletscherkörper sein. Den lichtoffenen Südhang überzieht bei den höheren Niederschlägen die Pflanzengesellschaft eines Halbtrockenrasens. In dem undurchdringlichen Gebüsch des Roten Hartriegels (Liguster, Hasel) nisten zahlreiche Vögel, und was sich sonst noch im lichten Schatten von Eichen und Fichten an Blüten verbirgt, begründete neben dem einzigartigen Alpenblick und dem Erdwerk einer ehemaligen Burganlage die Erklärung dieses Schuttriegels zum Landschaftsschutzgebiet.

Gleich den großen Dorfsiedlungen im Lechgebiet liegt auch *Burgen* auf Schotterboden. Die moorige Niederung, wie auch der Flurname „Laimgrube“ nächst der Kirche, verweisen auf eine einstige Wasserfläche. Unmittelbar nach dem Schwinden des Eises erstreckte sich bis über *Lechbruck* hinaus ein See. Ihm war durch Ausfließen das gleiche Schicksal der großen Beckenräume von *Salzburg*, *Rosenheim* und *Wolfratshausen* beschieden. Sein Abfluß benutzte das *Engenwieser* Trockentälchen, das aber als Abzugsrinne schon vorher von Gletscherschmelzwassern angelegt worden war.

Im Molasseland

Der Peißenberg

Sein Beiname „Bayerischer Rigi“, im Gegensatz zum „Schwäbischen Rigi“ des westlich benachbarten Auerbergs, versucht seinen Rundblick mit der bekannten Aussichtshöhe der Schweiz gleichzustellen. Wenn er mit 988,5 m an Höhe keineswegs mit dem letzteren sich messen kann, so wird das verweilende Auge jedoch keineswegs enttäuscht. Seinem Nordfuß lagert sich ein breites Waldland an, dessen dunkelgrün und braungefleckte Ausschnitte größeren Bergkiefermooren, darunter jenen des Naturschutzgebietes „*Oberoblanderfilz*“ angehören. Eine nicht geringe Reihe heller Punkte erinnert dort, wo dem Moränenbereich die Schotterflächen fehlen, an die hier typische

Siedlungsform der Weiler und Einöden. Ihr Mittel- und Sammelpunkt ist die bekannte Rokokokirche von *St. Leonhard* im Forst. Bis zum Bayertor und Stoffersberg bei Landsberg hin gleicht das Land einem von helleren und dunkleren Tönungen beherrschtem leichtgewellten Tuche, in dem *Wessobrunn*, *Rott*, *Reichling* und *Issing* als größere Siedlungen eine bessere Orientierung ermöglichen. Im Osten blitzt noch ein kleiner Teil des *Starnbergersees* herüber. Seine Zweigbeckenfurche legten die vom *Walchen-* und *Kochelsee* herausdringenden Eisströme an. Näher schiebt sich der Ammersee mit der deutlich erkennbaren Bucht von *Herrsching* an den Peißenberg heran. Die Verlängerung seines Beckens führt über *Weilheim* zum Stammbecken des *Murnauer Moores*, das dem aus der Inntalfurche über Fernpaß und dem Seefelder Sattel herausquellenden Eis seine Anlage verdankt. Als Füllmasse liegen Schotter, Moränen und Seekreiden in einer Mächtigkeit von sicher mehr als 100 m dem eigentlichen Untergrunde, dem festen Gestein der Alpen, auf. Beide Seen gehören, wie auch das Alpentor von *Tölz*, dem großen System des Isargletschers an.

In auffallend hellem Anriß überbauen oberhalb *Apfeldorf*, wie auch südlich von *Kinsau*, von unten nach oben die hellgrauen Schotter der beginnenden Würmeiszeit, gelbbraunlicher Schutt der *Reichlinger* Endmoräne und das Weiß einer Geröllschüttung der Rückzugsmoräne von *St. Ottilien* den quellenreichen von Weiden und Huflattich gesäumten Sockel des Flinzuntergrundes.

Mit dem Peißenberg und seinem Bruder, dem Auerberg, setzt wohl für den Geologen, nicht aber für den Geographen das Faltengebäude der Alpen ein. Das tragende Gerüst dieser beiden Vorberge sind gelbgetönte widerstandsfähige Flinzkonglomerate, hier westlich der Kirche im Bereiche der Meteorologischen Station anstehend, die mit den unterlagernden, also älteren Sandsteinschichten einer mittelmiozänen Meeresküste (ehem. Hanselbauersteinbruch unmittelbar nördlich Ortsteil Brandach) steil aufgerichtet sind, ja sogar gegen Norden zu überkippt erscheinen. Ihr hartes Gestein ist demnach von der Schurfkraft des Eises aus einem weicheren Schichtenmantel als sog. Härtlingsrücken herauspräpariert. Daß der Berg selbst noch unter den Eisfluten lag, beweist der tonig lehmige, Geschiebeblöcke führende Wiesengrund unmittelbar nordwärts der Kirche.

Wo unten der Wald an die Wiese stößt, zeichnet die Grenze zwischen diesen beiden Vegetationseinheiten jene Linie nach, an welcher das kohlenführende alttertiäre (oberoligozäne) Schichtengebäude der Peißenberger Mulde mit einem ausgepreßten Sattel den Südfuß des Berges überschiebt. Längs einer Verwerfung von etwa 600 m Sprunghöhe ist der Südrand ihres Troges längs der ammeraufwärts folgenden Rottenbacher Mulde abgesunken. Steil steigen ihre rötlich getönten Staubsandsteine (Untere Bunte Molasse) als Nordflügel über das enggepreßte nordwärts überkippte Schichtgebäude

der vorigen Einheit auf. Der tiefliegende West-Ostzug des Ammergrundes geht in seiner Anlage auf diese Erdspalte zurück.

Sie beherbergen dort, wo sich an der Schnalz der Fluß in scharfem Knick gegen Süden wendet, unter Eiben, Bergahornen, Buchen, Tannen und Fichten die hierfür kennzeichnenden Pflanzen der montanen und alpinen Region (Naturschutzgebiet Ammerleite und Talbachhänge).

Bis zu den Hohen Trauchbergen und ihrer Fortsetzung zum Hörnle bei Unterammergau prägen nunmehr westöstlich streichende Waldrücken dem Landschaftsbilde eine überaus kennzeichnende Note auf. Es sind insgesamt, die südlichste Murnauer Mulde mit eingeschlossen, die widerstandsfähigen Schichtenteile (Sandsteine und Geröllfelsen), die aus dem sie begleitenden weichen Schichtenstoß der Cyrenenmergel- und Tonmergelstufe das schürfende Eis auch hier zu einer „Schichtrippenlandschaft“ herausarbeitete.

Die großflächigen Bergkiefernmoore, zum Teil als Landschafts- und Naturschutzgebiete geschützt (Breitfilz bei *Schönberg*, *Bayersoien*, *Murgenbach* bei Wildsteig, Kläper- und Wiesseefilz nächst der *Wies*, Gersten- und Wildseefilz bei *Peustelsau*) verdanken ihre Anlage dem wasserstauenden Grund des Geschiebelehms und der Tontrübe einstiger Gletscherwasserbecken, die beide als undurchlässige Decke die weitgespannten Senken erfüllen.

Der Auerberg

Weder ein Vorkommen abbaufähiger Kohle, noch bedeutende Wasservorräte wie am *Taubenberg* nördlich Miesbach, verknüpfen sich mit seinem Namen. Dafür tritt aber von Osten her gesehen diese letzte nördliche Faltenwelle der Alpen als Doppelgipfel auffallender heraus als seine Fortsetzung im Peißenberg. Ebenso kann sein Umblick, von der Turmhöhe des Georgkirchleins aus, wohl als weiterreichend und großartiger gelten.

Gegen Osten zeichnet sich das Profil des Peißenbergs mit der Kerbe des Ammertals und den sich anschließenden Höhen um *Rottenbuch* (Schnalz) in kennzeichnender Linienführung am Horizont ab. Über das Landschaftsschutzgebiet des *Haslacher Sees* mit seinem düstergrünen Bergkiefernbestand hinweg, weitet sich das Rückzugsmoränenland von *Burggen*. In der Tiefe verborgen verbleibt dagegen der vom Naturschutz heiß umkämpfte Lech. Unmittelbar im Norden wuchtet die aus gelben Flinkkonglomeraten und hartverbackenen mindeleiszeitlichen Schottern aufgebaute und von jüngeren Moränenschüttungen überkleidete Masse des tannenbestockten *Weichberges* empor. Zwischen ihm und dem *Berlachberg*, nordöstlich Schongau, spannt sich über *Ingenried*, *Sachsenried* und *Kinsau* der geschlossene Endmoränenbogen der Lechtalgletscherzunge. Einer Pflugschar gleich, trennte der spornartig hervortretende Weichberg Rücken von der Eisflut die westlich sich anschließende Geltnachzunge ab und leitete sie über die Senke von *Rettenbach* zu den Talweitungen von *Markt Oberdorf*, die jedoch bereits dem Wertachgletscher angehören.

Unmittelbare Gletscherablagerungen fanden sich bisher an dem 1055 m hohen Nordgipfel nicht. Das ihn aufbauende grobe, festver kittete und gelblichgetönte Geröll gehört, wie am Peißenberg, dem Rest eines Schutfächers an, den gefällsstarke Flüsse zu jungtertiärer Zeit aus den sich weiter emporwölbenden Alpen in das von Süßwasserseen erfüllte Vorland verfrachteten. Die südlich sich anschließende Geländesenke mit dem Wall und Graben eines spätkeltischen und von den Römern übernommenen Oppidums ist von einer Verwerfung bedingt, längs der der Nordgipfel von der südlichen Erhebung, der sog. „Eschacher Scholle“, niedersank. Während die „Auerberg-scholle“ die nördlich gelegene Hochfläche von *Prachtsried* bedingt, treten bei *Hohenösch* Sandsteine als tiefere und ältere Schichteinheit heraus, deren grobschalige Austern und Herzmuscheln, wie am Südfuß des Peißenbergs, einer mittelmiozänen Meeresküste entstammen. In dem ehemaligen kleinen Steinbruch bei dem Einzelhof *Ellensberg* driftete eine Strömung unzählige Austernschalen zu einer jetzt hartzementierten Schillanhäufung zusammen (geologisches Naturdenkmal!). Die nach *Eschach* schluchtartig hinabziehenden Gräben schließen wiederum die gleiche Schichteinheit (Jungtertiär) wie am Nordrücken, z. T. in groben blockartigen Geröllen, auf.

Wuchtig und geschlossen zeichnet sich der nahe Prospekt der Alpen ab. Dem schon bekannten Rund schließen sich nach Westen die Musauer Alpen mit den Kletterbergen des Gimpels, der Roten Flüh und dem Nordabfall des Aggensteins an. Weiter zu uns her zeichnen sich die mittelgebirgsähnlichen Waldhöhen und die auf ihnen gelegenen Ruinen (*Eisenberg* und dem *Hohenfreiberg*) deutlich ab. Ihr Hauptgestein, der Schrattenkalk, mit den weichformenden Mergeln, den Drusbergschichten als Unterbau, zieht nach Westen zum Edelsberg bei *Nesselwang* und schließlich zum Grünten weiter. Sie alle gehören einem, dem Flyschbecken einst vorgelagerten Meerestroge an, dem auch die Gebirgsketten des Pilatus und Säntis in der Schweiz entstiegen. Gegenüber den Kalkalpen nehmen ihr Sedimentcharakter und ihr großzügiger Faltenwurf als sog. „Helveticum“ eine dem Geologen bekannte Sonderstellung innerhalb der Kalknordalpen ein. Was im geographischen Raume davor noch liegt, füllt das „Stammbecken“ des Lechgletschers mit seinen Seen, Mooren, Eisschurflinien (Drumlins) und Rückzugsamoränen aus.

Der Ilchberg (956 m)

Nordwestwärts von *Wildsteig* (Straße Echelsbacher Brücke — Steingaden) führt ein Sträßlein zu einem gleichnamigen Weiler auf einem langgezogenen Rücken empor. Seine Bergkiefernmoore und Feuchtgehölze (Birken, Aspen, Faulbaum u. a.), verraten eine Decke wasserstauenden tonigen Schuttes. Ein Eisstromast des Lechgletschers breitete sie einst darüber. Die wenig bekannte Höhe ragt inmitten des Molasselandes heraus und grenzt als gestörtes Sattelglied die Rottenbacher von der Murnauer Kohlengebirgsmulde ab. Über eine breite moorige Niederung hinweg, wo um *Rudersau* ein Seitenast des Lechs

mit einer Ausstülpung des Ammergauer Gletschers zusammentraf und ein cañonartiger Talzug die eiszeitliche Geschichte des Illachlaufes widerspiegelt, blickt man hinüber in das Moränenland von *Burgen*. Auerberg und Peißenberg riegeln nunmehr das gesamte Schichtrippenland des Molassegebirges nach Norden ab. Noch ist es bis zur endgültigen Planung einer nach Lindau führenden Autobahn eine einsame Welt, die sich von hier zum Lech hin weitet. Bergkiefernmoore, Tannen, Fichten, Buchen, Bergahorn und Bergulme, da und dort noch die Eibe an den steilen Hängen des Ammertales heben sich im Herbst als bunte Palette vom hellen Grün der Rodungsfluren ab.

In 4 km Luftlinie südwärts ragen über dem Waldmantel noch die „welsche Haube“ der *Wieskirche* bei Steingaden, wie der von Osten herüberblitzende Staffelsee als überraschende Entdeckungen auf. Sein Becken räumte der Loischast des Isargletschers aus der mächtigen und wenig widerstandsfähigen Mergelfüllung des Murnauer Muldenzuges heraus. Zu ihrem wasserstauenden Bereich gehören auch die großen Bergkiefernmoore des Kläper-, Wies- (Naturschutzgebiete) und des Schwefelfilzes im Umkreis der Wies. Ein älterer Schichtteil des Molassegeländes, die grauen festen Sandsteine der Bausteinzone, quert bei *Lechbruck* als auffallender Riegel den dort rasch stürzenden Fluß. Hart unterhalb der Brücke kommen in ihm bei Niederwasser kleine wannenartige Strudelkolke heraus. Als auffallendes Zeugnis der Arbeitskraft raschströmender Wasser wurden sie zum Naturdenkmal erklärt.

Über den scharfen Rücken des Schneidberges hinweg – er baut den Südflügel der Murnauer Mulde auf – fesselt die hohe, fast düster erscheinende Barre der Hohen Trauchberge mit dem Kreuz der Niederen Bleike das Auge. Einige, dem oberen Hang entlangziehende schulterartige Verebnungen weisen sich als die Schurfleisten ehemaliger verschiedener Eishochstände aus.

Auch der unbefangene Beschauer wird sich über den großflächigen und häßlichen Waldblößen verwundern. Sie dokumentieren – als Notstände nach dem zweiten Kriege – neben der wasserhaltenden, insbesondere die bodenbewahrende Kraft des Waldes. Gerade hier an der regenreicheren Nordseite entfalten die rascher ab rinnenden Wasser auf den ohnehin leicht zum Abrutsch neigenden Zementmergel des Flysches eine verstärkte abtragende Tätigkeit. Die aneinandergereihten, tiefeingeschnittenen Gräben – ihr Be gang erfordert für den kartierenden Geologen nicht wenig Mühe – sprechen mit den unten sich anschließenden Murkegeln eine nur allzu deutliche Sprache.

Höhe am Westrande von Schönberg (868 m)

Die Felsbarre des Ilchberges hebt – 5 km von ihm entfernt – das Dorf Schönberg zu seiner markanten, landschaftsbeherrschenden Höhe empor. Eine prachtvolle Schau über das Umland der Ammer tut sich dem erstaunenden

Auge auf. In auffallender Breite deckt um *Bayersoien* das dunkelernste Grün aufrechtstehender Bergkiefern – sog. Spirken – die moorigen Gründe zu. Ihre Beckenlage deutet auf die erhöhte Schurfleistung des Ammergauer Gletschers innerhalb der wenig widerstandsfähigen Mergel und Staubsandsteine der Unteren Bunten Molasse im Bereiche der Murnauer Mulde hin. Sein Geschenk an die Gegenwart ist eine künstlich höergestaute Wasserfläche, die in zunehmendem Maße Erholungssuchende an sich zieht, jedoch auch aus anderem Grunde unter Landschaftsschutz gestellt wurde. Den näheren Horizont beherrscht mit dem *Pürschling*, *Teufelstättkopf*, *Hennenkopf* und *Klammspitze* der Zug der Ammergauer Berge. Ihre reich- und raschwechselnden Formationsglieder vom Muschelkalk bis zu den Muldenfüllungen der Oberen Kreide (Cenoman) branden noch einmal in der sog. kalkalpinen Randzone der Alpen empor. Nicht deshalb allein aber schlagen wir den Besuch dieses bildbeherrschenden Standortes vor.

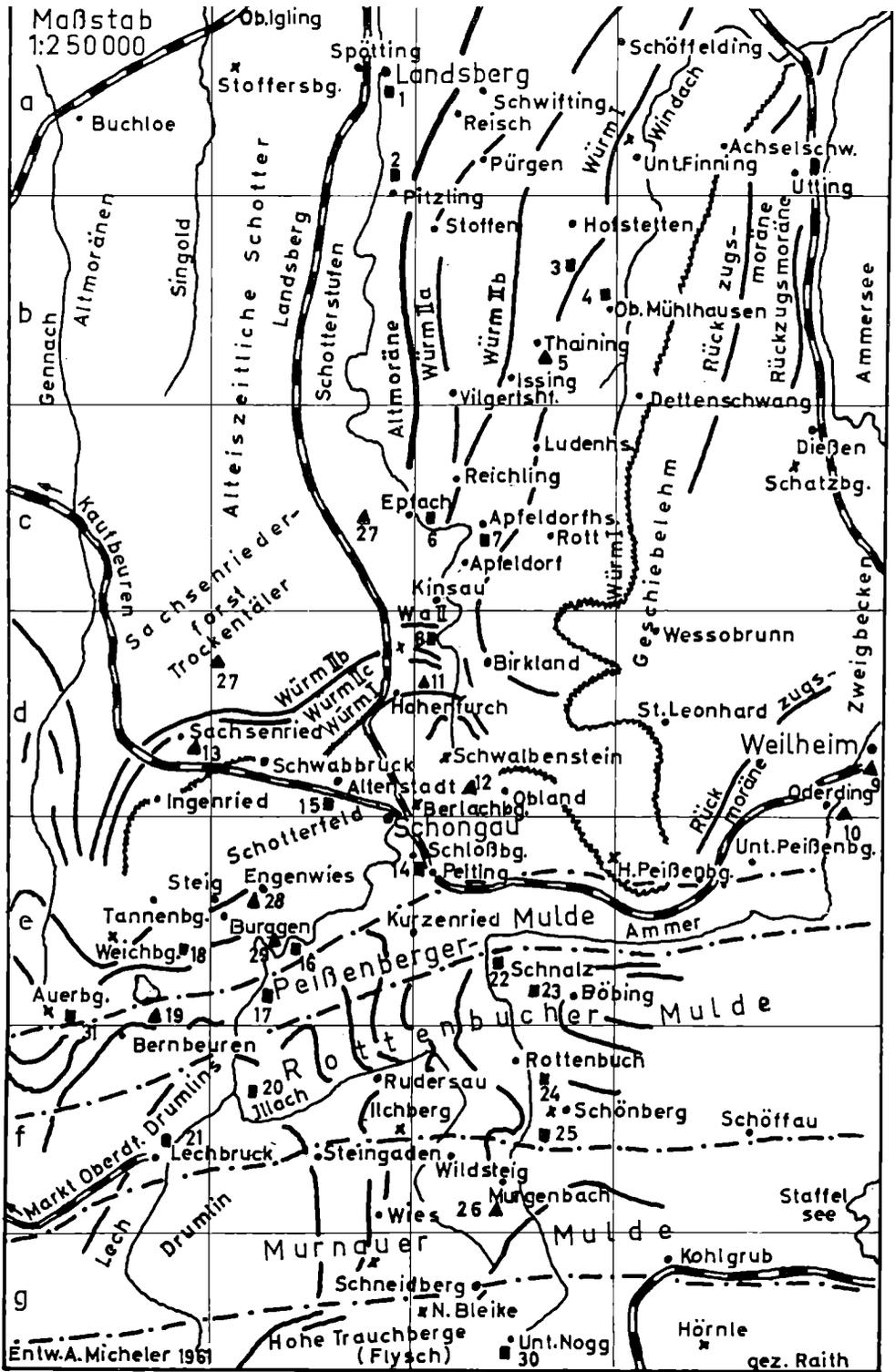
Wesentlich wichtiger sind die jähfliehenden Anrisse, die als Leitlinie den Ammerlauf markieren und an dem vielbestaunten Bogen der unweit entfernten Echelsbacher Brücke ein kaum noch zu steigendes Naturerlebnis eröffnen. In dem Nordfallen der rötlich getönten Staubsandsteine zeichnet sich der schöngebaute Südflügel der Rottenbucher Molassemulde ab. Hart südlich der Brücke hebt sich ihr älteres Schichtglied, die bei Lechbruck bereits erwähnte, „Bausteinzone“ heraus. Ihre bis zu 200 m mächtigen grauen Sandsteine stellen eine geologische Leitlinie im Molassegebäude dar und schließen auch hier, das allerdings wenig bauwürdige Pechkohlenlager der sog. Philipp-Kammerloher-Flöze ein. Eine nach dem Kriege angelegte Förderanlage mußte deshalb rasch wieder erliegen. Wo weiter aufwärts das vielfach stürzende Smaragdgrün der tief unten dahindrauschenden Wasser in einen auffallend sich verbreiternden Talgrund entschwindet, setzt die Tonmergelstufe ein. Sie gehört als Ablagerung eines tiefen und ruhigen Meeres zum ältesten Schichtglied der Molasse und kennzeichnet hier zugleich den Übergang zum Trog der Murnauer Mulde.

Auch ihre Schichtverbiegung geht auf den letzten großen Faltenstau der Alpen im jüngeren Tertiär zurück. Die Anlage der Schlucht dagegen, so imponant uns auch die Erosionsleistung des fließenden Wassers hier erscheinen mag, ist doch nur ein letzter ausklingender Akt des Eiszeitgeschehens.

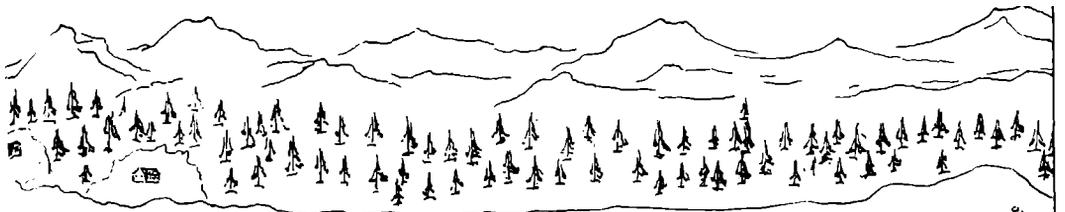
Das Flyschgebirge

Neben dem Stoffersberg bleibt auch die *Niedere Bleike* mit 1589,7 m als zweithöchster Rücken des Trauchbergzuges dem Fußwanderer vorbehalten. Der Weg zu ihrem weithin sichtbaren Holzkreuz bedeutet zwar keine sonderliche bergsteigerische Leistung, wandelt sich aber schon nach kurzen Regenfällen zu jenem zähen Brei, der allen tonig verwitternden Gesteinen und geschiebelehmartigen Eiszeitablagerungen eigen ist. Beide drücken sich

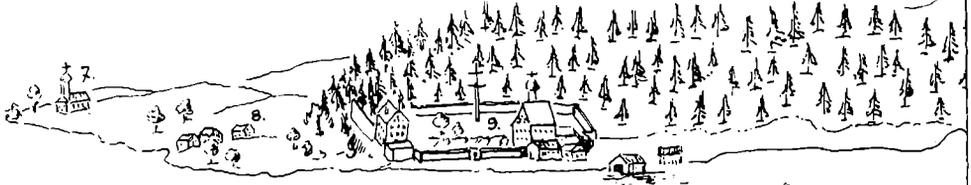
Maßstab
1:250 000



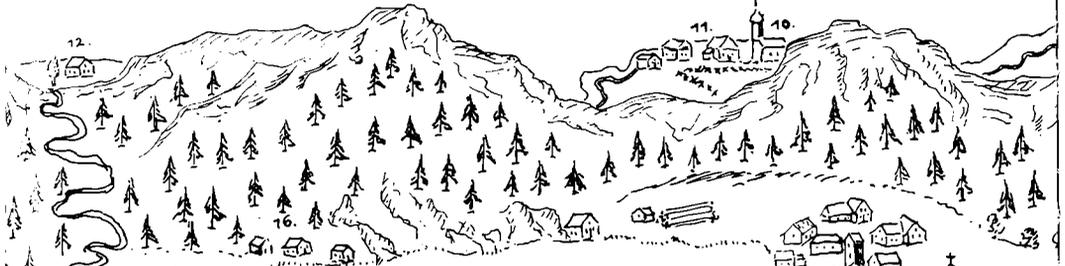




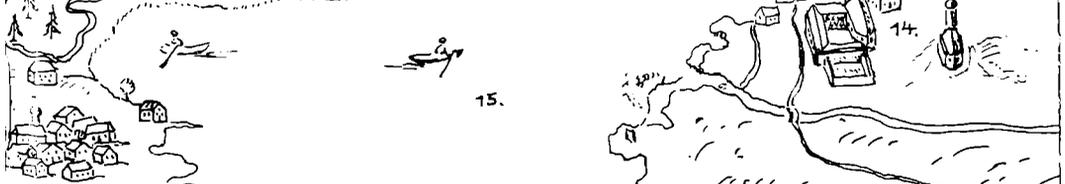
2.



2.



15.



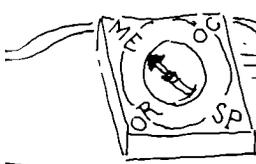
16.



14.



26.





ADUMBRATIO LACUS
WALLERSEENSIS
EJUSQUE VICINIAE

(Skizze des Walchensees
und seiner Umgebung)

Legende zur Skizze
und zum Beitrag Seite 56 ff.

1. Walgau
2. Lacus Wallerseensis
3. Altlä
4. Jachenau
5. Sacherpach
6. Insula Saßä
7. Ecclesia S. Margareth
8. Trium Piscatorum domus „zum
Zwergern“ dictae (Haus der drei
Fischer, „zum Zwergern“ genannt)
9. Eremitorium
10. Ecclesia in Wallersee
11. tres domus ibidem hospitis, Piscatoris
et Venatoris (Das Haus der 3 : Gast-
wirt, Fischer und Jäger)
12. Urfeld
13. Weill
14. Schlechdorff
15. Lacus Cochlensis
16. Joch
17. Codhel
18. Ort
19. Pessenbach
20. Ried
21. Pfisterberg
22. Straßberg
23. Heüßern
24. Laingrueben
25. Monasterium Benedictoburanum
26. Brunpach
27. Loisach

auch in den moorigen, zu Bergschlipfen neigenden Hängen und den eng aneinandergereihten, nur schwierig zugänglichen Tobeln aus. Stattliche Bergahorne, Bergulmen und insbesondere auch Tannen weisen ebenfalls auf die stets frischfeuchte Bodendecke des regenreicheren Nordhanges hin. Der Anmarsch führt von der *Wies* an dem Rand des urweltlich anmutenden Latschendickichtmoores des Schwefelfilzes entlang und an den alten Steingadener Klosterhöfen *Resle* vorbei. Hinter ihnen steigen rötlich getönte Geröllfelsen zu einer scharfgekielten Barre empor, deren kennzeichnende Form als hartes Schichtglied im Südflügel der Murnauer Molassenmulde die Bezeichnung „Schneidberg“ treffend wiedergibt. Unter ihm streichen als nächstältere Einheit die hellgrauen Sandsteine der „Bausteinzone“ mit dünnen Pechkohlenflözen heraus. Die bereits von der Trauchgauer Achen durchzogene Senke, der die von *Altenau* über *Unternogg* nach *Trauchgau* führende „Königsstraße“ folgt, wurde von dem östlichsten Ast des Lechgletschers, der Bannwaldseezunge, in dem wenig widerstandsfähigen Schichtenstoß der Tonmergelstufe angelegt. Hier staute sich bei der westwärts zurückweichenden Eismasse später ein See. Die in ihm als Tone niedergeschlagene Gletschertrübe zeigt sich in blütenreichen und erlenbestandenen Flachmoorgründen.

Den Sockel der Trauchberge bildet das tiefste und älteste Gesteinsglied der alttertiären Molasse, die mit tonigen Zwischenlagen wechsellagernden Sandsteinplatteneinheit der sog. „Deutenhausener“ Schichten. Sie sind benannt nach einem Weiler, dessen Ruinen in den Fluten des *Roßhauptener Speichersees* versanken.

Der innere Bau der Trauchberge ist vom Forsthaus *Unternogg* aus längs dem Quertale der Halbammer mit wünschenswerter Deutlichkeit zu verfolgen. Hier sind es zuerst verquetschte, als „Unternoggschichten“ bezeichnete, harte kieselige Kalke, Quarzitsandsteine und Gesteine, deren fetzenartige Einlagerungen von Phylliten, Quarzporphyren und dunklen Dolomiten, einer ehemaligen den Kalkalpen vorgelagerten Urgebirgsschwelle im Flyschmeere entstammen. Ihre Lage und zeitliche Festlegung am Nordrande des Alpengebäudes hat manche Deutung erfahren. Die in ihnen gefundenen Nummuliten weisen sie vermutlich der beginnenden Tertiärzeit, also älteren eozänen Ablagerungen zu. Ihnen schließen sich flußaufwärts die typischen Gesteine der Flyschberge, die dünnen Platten der Zementmergel und Kieselkalke in vielfach zerknickten Falten und Fältelungen an. Sie sind mit den moosartig verzweigten (Fukoiden) und labyrinthartig gezogenen Kriechspuren (Helmintoiden) von Würmern, wie den ungleichklappigen Schalenabdrücken einer Muschel (*Inoceramus*) nicht ohne häufige Spuren organischen Lebens auf der jungkreidezeitlichen Schlammfüllung des Flyschmeertroges.

Wichtiger als der schwierig zu deutende Profilaufbau, der im Halbblech-tale noch markanter zutage tritt, ist für uns die Sicht von der *Niederer Bleike* (1589 m). Ihr nordstürzender Rücken baut sich aus Kieselkalkbänken mit dem für sie kennzeichnenden Bewuchs von Grünerlengesträuch (*Alnus*

viridis) auf, während der flachere Geländeteil dem grobkörnigen Reiselbergsandstein als älteres Schichtglied im Flyschgebäude zuzuschreiben ist. Seine sauren (kalkarmen) Böden bedingen die von Rinde verschmähten Borstgraswiesen (*Nardus stricta*). Fast greifbar nahe entrollt sich das tiefliegende Land wie ein breitgeworfenes, von vielen Grüntönen glänzendes Tuch.

Der Wiesenplan mit dem hellen Punkt der Wieskirche, den dunklen Mooren des Kläper-, Wies- (Naturschutzgebiete) und Schwefelfilzes, von schwärzlichen Wäldern umsäumt, leuchtet nun wie ein Diadem herauf. Einem Silberspiegel gleich blitzt die von Menschenhand geschaffene Wasseroberfläche des Roßhauptener Speichers im Westen auf, dem der Lech, die Ammer, der Staffel-, Herrschinger- und Starnbergersee als helleuchtende Bänder folgen. Auerberg und Peißenberg heben sich aus dem ineinanderfließenden Gewoge des Bodens wie eine hohe Brandung empor, ein Vergleich, der auch bei ihrer geologischen Struktur als letzte Faltenwelle der Alpen durchaus gelten kann.

Was sich diessseits und jenseits dieser beiden Markpunkte in den Landstrichen beiderseits des Lechs und der Ammer von Landsberg bis zu den Hohen Trauchbergen weitet, umschließt einen Formenschatz, der vom alt- und jungtertiären Unterbau und dem räumlich deutlich gegliederten Ablauf des Eiszeitgeschehens her bestimmt, dem schauenden Wanderer nicht nur in den erwähnten Einzelpunkten die Landschaft, sondern auch in ihren Zusammenhängen mit der Kulturgeschichte zu einem nachhaltigen Erlebnis gestaltet.

Irrblöcke und bedeutende Aufschlüsse

(zum Teil im Text erwähnt)

- | | |
|--|-----|
| 1. Kracherberghalde bei Landsberg. Hochliegender Flinzsockel mit Nagelfluhe und Geschiebelehmdecke rißeiszeitlichen Alters. Felsen- und Geröllheidevegetation. | a 2 |
| 2. Flinzsandsteinaufschluß bei Pitzling. | a 2 |
| 3. Kesselfeld (Toteis) bei Hofstetten mit großem Gletscherrandtal und beginnendem Schotterfeld (Wurzelfeld) längs der Reichlinger Moräne. | b 3 |
| 4. Schotterschrägschüttungen (Ausfüllung eines Gletschertunnels) bei Ober-Mühlhausen. | b 3 |
| 5. Irrblock (Reiselberger Sandstein, Flysch) in Ortsmitte bei Thaining (Naturdenkmal). | b 3 |
| 6. Umlaufberg bei Epfach (Lorenziberg mit Kapelle). | c 2 |
| 7. Lechsteilhalde bei Apfeldorfhausen. | c 3 |
| 8. Lechsteilhalde südlich Kinsau mit Sicht auf Lechstaustufe VII. Profil bis zu rißeiszeitlichen nagelfluhartigen Schottern herabreichend, die im Lee (Eisstromschatten) des Schwalbensteinrückens vor weiterer Abtragung geschützt blieben. | d 3 |

- | | |
|---|-----|
| 9. Irrblock an der südlichen Stadtmauer von Weilheim (Gestein der Zentralalpen). | d 4 |
| 10. Irrblock als Kriegerdenkmal bei Oderding (zentralalpines Gestein). | d 4 |
| 11. Irrblock (Naturdenkmal) östlich Hohenfurch (zentralalpines Gestein). | d 3 |
| 12. Irrblöcke in Frauenwald (helle Gneise – Naturdenkmal). | d 3 |
| 13. Irrblock südlich Sachsenried (Roter kieseliger Kalk des Unteren alpinen Jura). | d 1 |
| 14. Lechtsteilhalde westlich des Schloßberges. | e 3 |
| 15. Bändertone (Gletschertrübe in ehem. Eisstausee) bei Altenstadt. | d 2 |
| 16. Niederwies Umlaufberg. | e 2 |
| 17. Riesen. Versteinerungsführendes Mittelmiozän. | e 2 |
| 18. Burggen. Kiesgrube Aufschluß im Übergangskegel einer Rückzugsmoräne. | e 1 |
| 19. Bernbeuren. Irrblock (wie Nr. 12 – Naturdenkmal). | e 1 |
| 20. Jagdberg. Kiesgrube mit Schrägschüttung. Ufermarke des ehem. Lechbrucker Sees. | f 2 |
| 21. Lechbruck. Strudeltöpfe in der Bausteinzone (Naturdenkmal). | f 1 |
| 22. Schnalz bei Böbing. Nordflügel der Rottenbucher Mulde. Rötliche Staubsandsteine mit alpinen und montanen Pflanzen | e 3 |
| 23. Toteiskessel der Böbinger Moräne; gleichaltrig mit der Tannenbergs-Burggener Moräne. | e 3 |
| 24. Rottenbuch. Cyrenenmergel. Kern der Rottenbucher Mulde. | f 3 |
| 25. Echelsbacher Brücke. Südflügel der Rottenbucher Mulde. Rötliche Geröllfelsen und Sandsteine der Unteren Bunten Molasse. | f 3 |
| 26. Greitern bei Murgnbach. Irrblock. Graue Jurakieselkalke (Naturdenkmal). | f 3 |
| 27. Epfach. Irrblock. Grauer Triaskalk auf Schotter. Eisgedrifteter Block (Naturdenkmal). | c 2 |
| 28. Burggen. Irrblock. Molassesandstein (Naturdenkmal). | e 2 |
| 29. Litzauer Schleife. Irrblock. Grauer Triaskalk mit Karrenfurchen. | e 2 |
| 30. Unt. Nogg. Profil an der Ammer in den alteozänen Unt. Nogg.-Schichten. | g 3 |
| 31. Auerberg. Austernkalk. Muschelschill an ehem. mittelmiozäner Meeresküste. Naturdenkmal. | e 1 |

★

Die St. Anna-Kapelle zu Romenthal

Ein zu wenig bekanntes Werk von Johann Michael Fischer

von Dr. Dr. Alfred Kraut, Dießen

Nur wenige von den vielen Menschen, die tagtäglich auf der von Dießen nach Riederau führenden „Ammerseestraße“ gehen oder fahren, denken daran oder ahnen, daß unweit von ihr, hinter hohen Eichen verborgen, eine feingestaltete, reizvolle, von dem großen Kirchenbaumeister Johann Michael Fischer (1692–1766) geschaffene St. Anna-Kapelle fast völliger Vergessenheit anheimgefallen ist.

Durchschreitet man das Eingangstor des Gutes Romenthal, zu dem die einstige Weihestätte seit der Säkularisation (1803) gehört, so erblickt man zur Linken das anmutige Kirchlein mit einer zierlich geschwungenen Turmspitze. Wer es betritt, ist ergriffen von der Schönheit dieses kleinen achteckigen Zentralbaues, aber auch von dem Zustand, in dem sich diese einst vielbesuchte Wallfahrtsstätte trotz kostspieliger, in den letzten Jahren vorgenommener Restaurierungsarbeiten noch immer befindet.

Über die Geschichte dieser Kapelle sowie ihrer Vorgängerin, die 1570 von dem Dießener Propst Ulrich II. Trieg errichtet wurde, ist in diesem Jahrbuch schon früher berichtet worden*). Der 1757 fertiggestellte Neubau wird mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit dem berühmten Rokoko-Kirchenbaumeister Johann Michael Fischer, dem Erbauer der Dießener Klosterkirche, zugeschrieben. Ausgeführt wurde er unter Propst Berthold II. Wolf (1755–1797), der damit eine „inständige“ Bitte seines großen Vorgängers, des Propstes Herkulan Karg (1728–1755), erfüllte. Letzterer hatte, wie der Dießener Chronist berichtet, das frühere, baufällige Kapellchen öfters nur in Begleitung eines Knaben aufgesucht, um daselbst das hl. Meßopfer darzubringen. So verdankt St. Anna zu Romenthal ihr Dasein einem Wunsch jenes bedeutenden Prälaten, den man auch als den „Vater“ der herrlichen Dießener Klosterkirche bezeichnen darf.

Seit seiner Erbauung hat das Kirchlein mannigfache Veränderungen in seinem Äußeren wie auch im Innern erfahren. Noch vor wenigen Jahren hatte es ein anderes Aussehen. Im Zuge der Restaurierung wurde ihm seine ursprüngliche Gestalt, soweit sich diese noch feststellen läßt, zurückgegeben: so wurden Rundbogenfenster in runde Fenster zurückverwandelt und die Empore, die die Raumwirkung stark beeinträchtigte, entfernt.

Schon bei einem flüchtigen Blick auf den Grundriß der in nordsüdlicher Richtung orientierten Kapelle fällt uns auf, daß er im wesentlichen aus einem Achteck besteht, an das im Süden ein rechteckiger Chorraum für den Hauptaltar, im Norden eine gleichfalls rechteckige Vorhalle (in der sich früher die erwähnte Empore befand) angebaut ist.

*) Lechisarland 1960, S. 35 ff. „Aus der Geschichte der Schwaige Romenthal“.

Einfach und übersichtlich ist die Gliederung: sämtliche Teile des beinahe ein Rund bildenden Innenraumes sind um einen Mittelpunkt gruppiert, der sich genau unter der Mitte der flachen Kuppel befindet (sog. Zentralbau).

Etwa 10 Meter beträgt der äußere, 8 Meter der Innendurchmesser des Achtecks. Die Längsachse des Bauwerks einschließlich Chor und Vorhalle mißt 13,5 Meter, die Breite der beiden letzteren ungefähr 5,5 Meter, ihre Tiefe 2 Meter.

Bei näherer Betrachtung des Grundrisses wird man feststellen, daß die Mauern des Achtecks an den Ecken Verdickungen aufweisen. Dort sind zur Verstärkung Pilaster eingefügt, die die Last des Kuppelgewölbes und des Dachstuhls tragen. Diese vier Pilasterpaare stellen das Traggerüst dar und gestatten eine Auflockerung der zwischen ihnen gelegenen Mauerpartien. So sind an den vier Schrägseiten Nischen eingebaut, an den beiden Längsseiten große runde Fenster (vor der Restaurierung Rundbogenfenster) ausgespart; die Verbindung zu Chorraum und Vorhalle ist durch weite Öffnungen hergestellt, wodurch alle drei Teile des Baus zu einem einheitlichen, wohlproportionierten Raum zusammengeschlossen sind.

Einschließlich Dachgesims ist das Mauerwerk 6,80 Meter hoch, die Dachspitze 12 Meter, die Turmspitze 16 Meter.

Dem Norden zugekehrt erhebt sich die harmonisch gegliederte Fassade mit dem Eingangstor, über dem sich eine Rundbogenfassung wölbt; darüber befindet sich ein ovales (vor der Restaurierung rechteckiges) Fenster. Das durch vier Rundbogenfenster aufgelockerte Türmchen trägt ein kuppelartig gewölbtes, mit Kupfer gedecktes Dach und eine Spitze mit goldener Kugel und ebensolchem Kreuz.

Ausgeglichene Ruhe kennzeichnet die beiden Längsseiten. Die von den vorspringenden Pilastern gebildeten Senkrechten werden oben durch waagrechte Simse verbunden, von denen das untere über dem Rundfenster aufgewölbt ist. Vier kleinere Rundbogenfenster — je eins an den beiden Schmalseiten von Chorraum und Vorhalle — bedingen eine weitere Auflockerung des Mauerwerks und tragen zur Aufhellung des Inneren, insbesondere des Chorraumes, nicht unwesentlich bei.

Kennzeichnen einfache Linienführung und harmonische Gliederung das Äußere der Kapelle, so sieht sich der Besucher innen einem Raum gegenüber, der trotz seiner geringen Maße von einer sehr reizvollen Wirkung ist und ihn in seiner Geschlossenheit dem Getriebe der Außenwelt entrückt.

Ein schmiedeeisernes Gitter mit dem Wappen des ehemaligen Chorherrenstiftes (Adler und Löwe) trennt die Vorhalle (4,30 x 2 Meter) von dem Kuppelraum (Durchmesser 8 Meter; Höhe bis zur Kuppel 7,40 Meter), ohne jedoch die einheitliche Raumwirkung zu beeinträchtigen. Das Auge des Eintretenden wird schon hier von dem Hauptaltar mit einer Darstellung der Opferung Mariens gebannt. Sobald der Beschauer den Blick von ihm

abwendet und in dem runden Raum schweifen läßt, fesseln ihn die unaufdringlichen, spielerisch leichten Rokokoornamente oberhalb der Nischen und Fenster. Die Ornamentierung erfährt von der Vorhalle zu den vorderen Seitennischen — also in Richtung auf die großen Rundfenster — eine Steigerung, um dann von den hinteren Nischen nach dem Chorraum zu abzuklingen. In stets wechselnden Variationen treten uns wappenschildförmige Felder, reich umrahmt von Verzierungen und mit beiderseits angebrachten Blattornamenten aus Stuck entgegen.

Nähere Betrachtung verdienen auch die Gesimse, sowohl die kurzen, den Pilasterkapitälen unmittelbar aufgelagerten wie auch die darüber befindlichen, die je zwei Pilaster untereinander und mit dem nächstliegenden Rundbogenfenster, jedoch nicht mit dem runden Mittelfenster verbinden. Dadurch ist eine ornamentale Verbindung zwischen Mittelraum und dem Chorraum sowie der Vorhalle hergestellt.

Auflockerung und gleichzeitig Zusammenfassung in harmonischer, leichtbeschwingter Ausgeglichenheit charakterisieren das eher sparsam als zu reichlich verwendete Rokoko-Stuckzierat. Diese sehr diskrete Verwendung reiner Zierformen unterscheidet das Frührokoko von dem späteren, das nur zu gern in Überladenheit ausartet.

Auf acht „Hängezwickeln“, die über jeder der vier Nischen ein mit Malerei ausgefülltes Halbrund einschließen, ruht die flache Kuppel (Durchmesser 5,20 Meter, Höhe 1,70 Meter). Durch sie wird der Raum nach oben etwas erhöht (d. h. er ist höher, als es bei einer flachen Decke der Fall wäre) und abgeschlossen. Optisch wird dieser „Abschluß“ durch ein bewegtes Deckengemälde, das einen Ausblick in weite Fernen freizugeben scheint, wieder aufgehoben.

Durch die Kuppelwölbung wird der Raum noch mehr vereinheitlicht: in Verbindung mit der Achteckform entsteht ein Bauwerk, das sich der Kugelgestalt, der Idealform des Raumes, so weit nähert, als dies überhaupt möglich ist. Daher empfinden wir in dieser Kapelle nichts Niederdrückendes; sie wirkt viel „freier“ als ein kubischer Raum gleicher Größe.

So läßt schon dieses bescheidene Kirchlein die Vorzüge des Zentralbaues erkennen; werden sie ins Große übertragen, steigern sie sich natürlich zu gewaltiger Wirkung.

Vervollständigt und mit Ideengehalt erfüllt wird die Innengestaltung eines Gotteshauses erst dann, wenn bildlicher Schmuck in Gestalt von malerischen und plastischen Darstellungen hinzutritt. Da die zur Kapelle gehörigen Bildschnitzereien (eine spätgotische Anna Selbdritt, das frühere Gnadenbild, und eine Marienkrönung aus dem 17. Jahrhundert) bis zur Beendigung der Restaurierungsarbeiten aus Sicherheitsgründen in dem Gutshaus Romenthal verwahrt werden und daher zur Zeit nicht zugänglich sind, wollen wir uns hier auf eine Beschreibung der großen, in der Kapelle sichtbaren Malereien beschränken.

Unter ihnen nimmt das sehr beachtliche Deckenfresko größenmäßig und auch qualitativ den ersten Platz ein. Es stellt die Verherrlichung der hl. Großmutter Anna dar und ist ein Werk des damals erst sechsundzwanzigjährigen Münchener Malers Franz Kürzinger (1730–1795), wie aus der über dem Chor befindlichen Signierung „Franciscus Kirzinger prinx. 1757“ hervorgeht. Das im Laufe der Jahrzehnte sehr schadhaft gewordene Bild wurde seit Kriegsende zweimal restauriert und dürfte trotz aller aufgewendeten Sorgfalt nicht unbeträchtliche Abweichungen gegenüber dem ursprünglichen Zustand aufweisen. Die gut gegliederte Komposition verdient, daß man sie eingehender betrachtet.

Etwas unterhalb der Bildmitte thront auf einer Wolke, den Mittelpunkt der gesamten Darstellung bildend und für den eintretenden Beschauer sofort sichtbar, die hl. Anna in blauem Kleid und gelbem Mantel. In entferntere, luftige Sphären entrückt schwebt Gott Vater; sein Mantel wird vom Wind hochgewirbelt. Von links, von einem hoch emporragenden Kreuz her, nähert sich, in einen roten Mantel gehüllt, Christus der hl. Anna, die die junge, in Blau gekleidete und gekrönte Gottesmutter auf dem Schoß hält. Als dritte Göttliche Person der Heiligen Dreifaltigkeit strahlt von oben her zwischen Gott Vater und Gottes Sohn der Heilige Geist duftig und zart in diese bewegte Gruppe hinein.

Hier stand der Künstler der heiklen Aufgabe gegenüber, diese fünf Hauptpersonen so anzuordnen, daß die Großmutter Anna, der die Kapelle geweiht ist, zwar im Brennpunkt des Ganzen steht und die Blicke der Andächtigen auf sich lenkt, daß jedoch ihr gegenüber die drei Göttlichen Personen nicht als zweitrangig erscheinen. Dadurch, daß Gott Vater aus fernen Höhen herabschwebend dargestellt und genau in die Kuppelmitte gesetzt ist, wird ihm größenmäßig und platzmäßig der ihm gebührende Vorrang eingeräumt. Ebenso wenig erscheint Gottes Sohn neben der hl. Großmutter Anna irgendwie zurückgesetzt. So ist die rangmäßige Zueinanderordnung der Hauptfiguren dem jungen Kürzinger vorzüglich gelungen.

Rechts unterhalb der hl. Anna schwebt ein Engel mit einem Spruchband, das mit den Worten „Tota pulchra es Maria“ (Ganz schön bist Du, Maria) der noch kindhaften Gottesmutter höchstes Lob zollt. Auch die drei anderen Hauptgestalten sind von Engeln umschwebt.

Von der Kuppelmitte nach dem Kuppelrand zu geht die Darstellung aus der Hemelssphäre in irdische Regionen über. Nun treten uns, kreisförmig angeordnet, einzelne Menschen oder Personengruppen gegenüber: ihr Blick ist auf St. Anna gerichtet, indem sie ihrer Patronin ihre Verehrung darbringen oder in Bedrängnis hilfesehend zu ihr aufschauen.

Fast genau der hl. Anna gegenüber ist ein schweres Gewitter aufgezogen. Ein Blitz zuckt aus dunklem Gewölk, dem düsteren, schweren Gegenpol zu dem leichten, hellen Himmelsäther. Verheerend sind die Auswirkungen des Naturereignisses: ein schloßartiger Bau ist in Brand geraten, über

dem Meer tobt ein Sturm, ein Schiff befindet sich in Seenot. Die Bewohner sind aus dem brennenden Haus ins Freie geflüchtet und beten zur Gewitterpatronin St. Anna. Links neben einer Familie ein dürftig bekleideter Kranker, sich auf den Erdboden stützend, ein Mädchen neben ihm. Rechts von der Familie eine Gruppe Hilfsbedürftiger: ein Bettler, ein Gelähmter mit Krücken und einem Hund, und ein Besessener, dem der Böse Geist aus dem Mund entweicht. Sehr gut ist die Gliederung dieser drei in sich geschlossenen und doch aufeinanderbezogenen Personengruppen.

Als Gegenstück zu dieser personenreichen Gruppe erscheint rechts davon das wogende Meer um so öder. An dem entgegengesetzten Ufer erreicht ein vor dem Ertrinken geretteter Schiffbrüchiger glücklich das Land. Die Leere dieser Szene wird durch vier über den Wassern schwebende Engelsgestalten etwas belebt.

Weiter landeinwärts, links unterhalb der Gestalt der thronenden hl. Anna, huldigen vier um eine Erdkugel gruppierte Personen, die damals bekannten vier Erdteile symbolisierend und entsprechend kostümiert, mit farbigen Gefolgsleuten, ehrfurchtsvoll der Patronin dieser einstigen Wallfahrtsstätte. Rechts unterhalb der Gottesmutter folgt die bereits erwähnte, mit dem Kranken beginnende große Personengruppe. So schließt sich der Kreis derer, die bei St. Anna Hilfe suchen oder sie als Fürsprecherin anflehen.

Abgeschlossen wird dieses reiche, bewegte und nach oben in den unendlichen Himmelsraum weisende Deckenbild durch ein ringsum laufendes Schriftband mit folgendem Text:

„OBVIABIT ILLI QUASI MATER HONORIFICATA Eccl. 15 v. 2
ORA PRO NOBIS QUONIAM MULIER SANCTA ES Judith 8 v. 29“
(Sie wird ihm entgegentreten wie eine geehrte Mutter – Bitte für uns, denn Du bist ein heilig Weib).

Während das Deckenfresko die Patronin in ihrer Glorie zeigt, führt die Deckenmalerei des Chorraums die Heilige in ihrer irdischen Tätigkeit – als Großmutter des *Jesusknabens* – dem Beschauer vor Augen. In Gestalt einer Frau des 18. Jahrhunderts sitzt sie neben der mit den verschlungenen Buchstaben A und M (= Anna und Maria) gezierten Wiege, um die die Gottesmutter beschäftigt ist.

Wie die Deckenmalereien, so ist auch das Altarbild der Patronin der Kapelle gewidmet. Dank einer von dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege besorgten Restaurierung bildet das einst stark beschädigte, entstellte Gemälde (102 x 192 cm) mit dem sehr ansprechenden Barockaltar aus rötlichem und grauem Kunstmarmor heute wieder eine Zierde, die sich wirkungsvoll in den Gesamtrahmen einfügt und den Blick des Eintretenden sofort auf sich lenkt. Gebannt von der im Bild sich abspielenden Szene, deren Schöpfer nicht bekannt ist, sieht sich der Beschauer in den Tempel von Jerusalem versetzt. Zwischen mächtigen Säulen erhebt sich rechts der Tempelaltar unter einem Vorhang, vor dem in der Höhe zwei Engel

schweben. Davor steht beherrschend die ragende Gestalt des Hohen Priesters mit dem an Mosesdarstellungen erinnernden halbmondförmigen Schläfenschmuck. Das linke Vorderende seines Mantels zeigt reichen Faltenwurf. Seine Augen sind auf die links im Vordergrund stehende jugendliche Maria gerichtet, deren Mutter im Begriff steht, ihr Kind Gott darzubringen. Rechts im Hintergrund halten zwei Tempelknaben ein großes Kirchenbuch, während vorn St. Joachim kniet.

Dieser Szene liegt eine dem Protoevangelium des Jakobus entnommene urchristliche Legende zugrunde. Ihr zufolge nahte sich der schon hochbetagten hl. Anna, nachdem sie ihr Leben lang vergeblich ein Kind erhofft hatte, ein von Gott gesandter Engel mit den Worten: „Anna, Anna, der Herr hat deine Bitte erhört; du wirst empfangen und eines Kindes genesen, das auf dem ganzen Erdball verherrlicht werden wird“. Da gelobte die Angeredete, ihr Kind, „sei es ein Knäblein oder ein Mägdlein“, dem Herrn als Opfertgabe zu weihen, damit es ihm diene alle Tage seines Lebens. Im Sinne dieses Gelübdes erzog sie Maria für Gott und brachte sie dreijährig dem Tempel dar.

Den Augenblick, in dem die hl. Anna ihr Töchterchen dem Hohen Priester übergibt, hat der Maler in dem gut komponierten Bild dargestellt.

Zur Ausschmückung der Kapelle gehört auch das schmiedeeiserne Gitter, das die Vorhalle gegen den Kuppelraum abschließt. Es ist, wie der Altar, mit dem Wappen des Dießener Augustinerchorherrenstiftes geschmückt. Im Rahmen der Kapellenrenovierung wurde auch diese stark in Mitleidenschaft gezogene Schmiedearbeit teilweise erneuert und instandgesetzt.

Erwähnt sei noch, daß die Glocke im letzten Krieg abgeliefert und noch nicht durch eine neue ersetzt wurde.

Wenn uns dieses reiz- und wertvolle Bauwerk Johann Michael Fischers mit dem sehr beachtlichen Bildschmuck bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist, so muß man das als einen Zufall, ja als ein Wunder bezeichnen.

Infolge der Säkularisation des Dießener Klosters ging das Kirchlein am 5. Juli 1803 durch Versteigerung zusammen mit der ehemaligen Klosterschwaige Romenthal in Privatbesitz über. Der Erwerber, Stanislaus Hübl (auch Hiebl oder Hibl geschrieben) aus Raisting, war, wie das noch erhaltene Totenbrett bezeugt, ein gottesfürchtiger Mann, zu dessen Lebzeiten der nun ihm als Privateigentum gehörigen St.-Anna-Kapelle sicher keine Gefahr drohte**).

**) Das Totenbrett trägt folgende Inschrift: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er auch gleich gestorben wäre. Mit diesem Denkmale ehren die trauernden Kinder die Asche ihres unvergeßlichen Vaters Stanislaus Hübel, gewester Rommerthaler von hier. Er endete sanft und christlich zu Wesobrun, den 7ten August 1837, versehen mit allen heiligen Sterb-Sakramenten, im 72ten Jahre seines Alters. Er ruhe im Frieden.

Wie gering die Kapelle von „offizieller“ Seite damals bewertet wurde, geht aus dem Protokoll hervor, das am 12. November 1802 anlässlich der Besichtigung der säkularisierten Schwaige Romenthal durch den kurfürstlichen General-Landesdirektor *Graf Ludwig von Arco* als „Commissarius“ aufgenommen wurde. In dem dazu gehörigen Inventarverzeichnis wird die Kapelle nur ganz kurz erwähnt: „Vor dem Haus steht eine kleine Bild- oder Hauskapelle mit drei kleinen Altärlein“. Kein Wort mehr. Hinter dieser trockenen Bemerkung würde allerdings niemand ein Werk des größten Rokoko-Baumeisters Süddeutschlands vermuten. Offensichtlich hatten auch die Herren der „Kurfürstlichen Local-Kloster-Kommission in Dießen“ keine Ahnung davon, denn sonst hätten sie nicht den Wert aller Gebäude einschließlich der Kapelle mit 700 Gulden und den Wert der gesamten Inneneinrichtung (also einschließlich der holzgeschnitzten hl. Anna Selbdritt) mit nur 36 Gulden 41 Kreuzer veranschlagt! Von diesen Beträgen entfällt natürlich nur ein geringer Teil auf die für wertlos erachtete „kleine Bild- oder Hauskapelle“.

Von 1803 an hing das weitere Schicksal der einstigen Weihstätte einzig und allein von dem Willen, der Frömmigkeit, dem Verständnis und der – Laune der späteren „Gutsherren“ ab. Vierzehnmal ging das Gut Romenthal nach dem Tode Stanislaus Hübls auf andere Besitzer über, bis es am 12. März 1937 vom Land Bayern als Staatsdomäne angekauft wurde.

Bei jedem Besitzerwechsel wurde die Kapelle mitveräußert. So wurde sie am 29. November 1855 Eigentum von Rudolph Barthels, der evangelischen Glaubens war. Damals gab es in Dießen noch keine evangelische Kirche, und die dort ansässigen dreißig bis vierzig Protestanten hielten ihre Gottesdienste (zweimal im Jahr) im Rathausaal ab, den ihnen die Marktgemeinde dafür zur Verfügung stellte. Im Jahre 1867 wurden sie jedoch in die Sankt-Anna-Kapelle verlegt (seit 1874 drei Gottesdienste jährlich); ab 1882 fanden sie jedoch wieder im Rathaus statt, da Romenthal in den Besitz eines Katholiken überging. Als es am 4. Mai 1893 in Bruno Steinbrecht wiederum einen evangelischen Gutsherrn erhielt, wurden die Gottesdienste der evangelischen Gemeinde abermals dorthin verlegt.

Am 29. Juli 1900 konnten die Dießener Protestanten ihr eigenes, mit einem Kostenaufwand von 3000 Mark erbautes Gotteshaus auf der „alten Schießstätte“ einweihen. Im Bericht über diese Feier heißt es:

„Nach einem kurzen Abschiedsgottesdienst in Romenthal, in welchem dem Besitzer der Kapelle, Herrn Steinbrecht, der Dank für die Benutzung derselben ausgesprochen wurde, begab sich die Gemeinde zum neuen Bethaus.“

Seitdem wurde St. Anna zu Romenthal nicht mehr für gottesdienstliche Zwecke, sondern – als Abstellraum für Wirtschaftsgeräte und dergleichen benutzt. Auf die Einlagerung von Kunstdünger gehen die Schäden an der Westwand zurück. Da der Salpeter das Mauerwerk immer tiefer angreift, ist eine Erneuerung der in Mitleidenschaft gezogenen Stellen unerlässlich.

In den letzten Jahren wurden nach Maßgabe der vorhandenen Geldmittel die dringendsten Renovierungsarbeiten durchgeführt und dabei, wie bereits erwähnt, auch die Fenster in den ursprünglichen Zustand versetzt. Seitdem das Dach ausgebessert und um die Kapelle ein verdeckter Abzugsgraben zur Abhaltung des Wassers angelegt wurde, ist sie gegen Feuchtigkeit geschützt.

Damit sind die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß diese Kapelle erhalten bleibt, die nicht nur eine sich bescheiden im Hintergrund haltende Zierde des Ammerseegebietes ist; auch in dem reichen Lebenswerk Johann Michael Fischers, das immer mit dem idealen Zentralbaugedanken verhaftet bleibt, bedeutet sie – trotz aller Bescheidenheit – eine ganz reife Spätlösung. Gerade ein mit so großer Einfachheit, Klarheit und Leichtigkeit gestalteter Raum wie dieser setzt eine lang entwickelte Meisterschaft voraus. Der zur Zeit der Erbauung von St. Anna bereits fünfundsechzigjährige Meister, der die Großstaten von Zwiefalten und Ottobeuren längst, den Bau der Dießener Stiftskirche schon siebenundzwanzig Jahre hinter sich hatte, schuf in Romenthal mit leichter Hand noch ein kristallinisch vollendetes „Kammerkunstwerk“. Nach diesem folgten an bedeutenden Schöpfungen Fischers nur noch der sein Schaffen krönende Zentralbau von Rott am Inn und das posthume, irrationale Werk von Altomünster.

Es ist daher eine Pietätspflicht, die Renovierungsarbeiten mit Nachdruck zu Ende zu führen und die Kapelle, die sakrale Weihestätte, Kunstwerk und Heimatmal zugleich ist, zu einem würdig gestalteten Gotteshaus zu machen. Die den ursprünglichen Charakter nach manchen Beeinträchtigungen wieder behutsam herstellende Instandsetzung des Landbauamtes Weilheim kam vor dem Abschluß leider ins Stocken, weil das Kirchlein, immer nur als „belastendes Anhängsel“ des landwirtschaftlichen Gutes geltend, nun wieder völlig ins Hintertreffen geriet, denn die Staatsdomäne wurde an private Nutzung verpachtet, und seither fehlten die Mittel. Der zur vollständigen Renovierung einschließlich endgültiger Trockenlegung erforderliche Betrag wird mit etwa 8000 DM veranschlagt.

Alle, die für die Instandsetzung der Kapelle gewirkt haben oder in Zukunft zu ihrer weiteren Durchführung beitragen werden, verdienen in der Heimatgeschichte ehrend genannt zu werden.

Anmerkung: Sollten Leser im Besitz einer Abbildung oder Zeichnung der St.-Anna-Kapelle aus dem 18./19. Jahrhundert oder irgendwelcher Nachrichten über den früheren Bauzustand sein, so werden sie gebeten, dies dem Verfasser mitzuteilen.



Unbekanntes aus der Lebensgeschichte Mathäus Günthers und aus der Geschichte seines Heimathofes

von Dipl.-Ing. Wilhelm Neu

Zu den bedeutendsten Künstlerpersönlichkeiten des Pfaffenwinkels im 18. Jahrhundert gehört zweifellos der Maler *Mathäus Günther*. Über sein Leben und Werk berichtet ausführlich die Biographie von Hermann Gundersheimer (erschienen im Filser-Verlag, Augsburg 1930).

Demnach wurde Günther (alte Schreibweise Gintner, Gintter, Güntter) als erstes von 12 Kindern am 7. September 1705 zu Tritschenkreut am Nordhang des Peißenbergs geboren. Seine Schuljahre dürfte er in Wessobrunn verbracht haben, worauf er nach Murnau in die Lehre kam. Von 1723 bis 1728 ist seine Gesellentätigkeit bei Cosmas Damian Asam in München nachgewiesen. 1731 beabsichtigt er, sich in Augsburg als Bürger und Maler niederzulassen, wo er auch die Meistergerechtigkeit erhält. Soweit die z. T. archivalisch belegten Daten bei Gundersheimer.

Im Kreisarchiv München fand sich nun in den Briefprotokollen des Landgerichts Landsberg (Fasz. 1485, Nr. 31, S. 18) der Geburtsbrief für den jungen Mathias Günther aus dem Jahre 1731, der dem Verfasser der Biographie offenbar nicht bekannt war und der deshalb hier im Wortlaut veröffentlicht werden soll. Dazu muß man zunächst wissen, daß der Hof Tritschenkreut (alte Schreibweise Dritsch-, Trischlkreitt) zum ehem. Landgericht Landsberg und zwar zu dessen Oberamt-Gebiet Peißenberg - gehörte. Wenn ein Landgerichtsuntertan sich als Handwerker auswärts niederlassen wollte, so mußte er sich vom Landrichter einen „Geburtsbrief“ ausstellen lassen, worin im weitschweifigen Schreibstil der damaligen Zeit die ehrliche Geburt des „Produzenten“ bezeugt und bescheinigt wurde. Die Urkunde lautet:

„Geburtts Brief.

Ich, Max Ignatij Mändl, von Deuttenhoven, beurkundte von amts und obrigkeits wegen hiemit offen gegen meniglich, wie das der Ehrbahre und kunstreiche *Matheis Güntter* Maller gesöll des Erbaren Jacoben Güntters Paurn zu Trischlkreitt am hohen Peissenberg meines mir gdst: anverthrauten Landtrgrhts und Maria dessen Eheweib, beede noch bey Leben Ehel: erzeugter Sohn durch H: Procuratoren Hagen, als dessen bestelten Gewalthaber, vor: und angebracht, wassmassen er vermög einer von nunmahligen bestelten Churfrtl: H: Religionsagenten zu Augspurg producirten Attestation de dato 25. Jenner ao: 1731 sich alda für einen Burger und Maller Cathollischer seiths ansessig zumachen vorhabens seye, derentwegen ob seiner Ehrl: Geburth, auch das er mit der Leibaigenschafft niemandt beygethan seye glaubwürdige Urkundt bedürfftige, sohin mich umb erthailung solcher gehorsamblich gebetten, Hieryber nun habe [ich] seiner Ehrl: geburth und anderhalb die vorgesetzte Gezeugen, benantl: Georg Leistle 75. und Michael

Peittinger 64. jährigen alters, beede zu ermelten hohen Peissenberg, nach vorher abgeschwohrenen Leibl: Aydt ieden in sonderheit vernommen welche nun einhellig bekent und ausgesagt, wie das sye obbesagten Producenten Vattern Jacob Guntter und sein Eheweib gar wohl erkönnt, so sich bereits vor 26. Jahren zusammen verheurath und in dem würdigen Gottshaus Under Peissenberg Cristcatholsch: gebrauchs sich einsegnen und im aldaigen Würthshaus das Ehrenmahl halten lassen, die sich nachgehents zu Hohenpeissenberg auf dem dermahlen besizenten Viertelhof häusslich niedergelassen, und neben andern khindern auch den Producenten Ehrlich erzeiget, welcher Thails cedierten Tauffzötl von H: P: Andreo Conventualen in Polling und Pfarrern zu Underpeissenberg nunmehr seel: getaufft und aus selber durch Blasy Daffner von Fendt gehoben. Volgliehen von seinen Eltern Ehrlich aufrecht, und redtlich auferzogen worden, gestalten das beede gezeugen wissen, von dahero komme, weil sye nicht allein uf des Producenten Eltern gehabten Hochzeit gewesen, sondern auch als negste nachbarn sohin fast tägl: beysammen seint, was anbelanget die Servitut oder Leibaignschaft, derentwegen haben selbe nie nichts gehört das weeder des Prod. Vatter noch Muetter mit selbiger beygethon weren auch dessentwillen ainen Leibpfennig ausgeleget hetten, wan sich dan sein Zeugenstöllers vorgestellte Gezeugen allerdings wahr ze sein erfundten, als habe ich ihme sein bittl: begehren nit verweigern sondern villmehrers der wahrheit zue Steur disen geburts brief damit er sich dessen nottdürftig zu behelffen habe, hiemit under mainer aignen angebohrnen Insigl: / doch deme in all weeg ohne schaden: / verfürtigt und erthailen wollen.

Act: den 31. Jenner 1731“

Viele Werke Günthers — seien es Deckengemälde oder Altarbilder — dürften dem Leser bekannt sein. Sein erstes Deckenbild schuf er 1732 in der Pfarrkirche Druisheim (Ldkr. Donauwörth), sein letztes finden wir in der Pfarrkirche zu Waalhaupten (Ldkr. Kaufbeuren) aus dem Jahre 1787. Dazwischen liegt eine große Zahl z. T. hervorragender Schöpfungen gerade auch in unserer engeren Heimat — im ganzen nahezu 70 Deckenfresken und über 25 Tafelbilder; dazwischen liegt aber auch seine Berufung als Akademiedirektor und Nachfolger Johann Georg Bergmüllers in Augsburg 1762. Günthers zweite Frau war die Witwe des kunstreichen Wessobrunner Stuckators Johann Georg Uebelher; er hatte nur einen Sohn, der schon in jüngeren Jahren als Arzt starb.

In seinen letzten Lebensjahren hatte sich der vielbeschäftigte Meister in Haid bei Wessobrunn niedergelassen, wo er sich ein Haus gekauft hatte. Es ist das Haus Nr. 2 am südlichen Ortseingang, man heißt es dort heute noch „beim Günther“; vom alten Bauzustand haben sich noch Reste erhalten. Am 30. September 1788 starb Günther im 84. Lebensjahr. (Nach Herm. Gundersheimer, a.a.O.)

Werfen wir nun einen Blick auf die Geschichte seines väterlichen Hofes. Tritschenkreut gehört zu einer großen Gruppe von Einzelhöfen und Weilern, die für die Siedlungsstruktur des nordwestlichen Landkreises Weilheim charakteristisch sind. Das Anwesen dürfte schon im Mittelalter bestanden haben; 1612 sitzt hier Hanns Ginter, sehr wahrscheinlich ein direkter Vorfahre (STA f. Obb., STB, Nr. 201). „Hanns Ginter (hat) ain Viertl auhs ainem Hof auf Landsperger Casten, schezt sein leibgeding per 100 fl., steur 2 Pfd. 22 Pfg., (hat) 2 ross, 1 Fille (Füllen), 3 khüe, 2 junckhrinder, 1 schwein. . . .“

Der Hausname „beim Heissenbauer“ geht auf den Vornamen des Großvaters unseres Malers zurück, der ebenfalls Matheus hieß. Aus dem Steuerbuch von 1671 (STA f. Obb., STB, Nr. 202) erfahren wir: „Matheus Ginter besitzt $\frac{1}{4}$ gueth, zum Churfüstl. Casten Landtsperg gehörig, gibt 4 fl. 34 krz. gilt und scharwerchgelt zum Churf. Casten ambt Landtsperg 2 fl., hat leibgeding vermög briefs vom 5. july anno 1658“ – (zugleich wohl Jahr des Kaufes) . . .“ „hats von Ir Churfüstl. Durchlaucht eingethon (gekauft) und 20 fl. anfahl darvon geben, hats peylich (baulich) erhalten, schezts uf 200 fl.; hat 2 ross, 3 khüe, 2 jungrind, 1 saugkhelbl, . . . steuert jerlich 3 fl. 48 krz., . . . hat bey guetten jaren 1 oder 2 stuckh vich unnd ein annders jar 1 Rohs zu verkhauffen.“ – Das Gebiet Peißenberg bestand im Jahr 1671 aus 51 Wohnstätten, die sich auf folgende Grundherrschaften verteilten: zum kurfürstl. Kastenamt Rauhenlechsberg 17, zum Kloster Rottenbuch 14, zum Kloster Polling 7, zum Kloster Wessobrunn 5, zum kurfürstl. Kastenamt Landsberg 4 und je eine zur Kirche St. Nikolaus bei Eyach, zum Hl. Geist-Spital Weilheim, zur Kirche St. Johann in Peißenberg und eine grundeigene Bausölde.

Wohl im Jahr 1704 ging das Anwesen an den Sohn Jakob über, nachdem dieser eine Maria Lengenlocher (der Name ist von dem Ort Längenlaich südl. Weilheim herzuleiten) geheiratet hatte. Die nächste allgemeine Steuerbeschreibung vom Jahr 1721 (STA. f. Obb.; STB, Nr. 207/III) enthält über den Hof Tritschenkreut:

„Jakob Güntter gaudiert einen Viertlhof, so zum Churfüstl. Castenamt Landsberg beurbart und leibgedingsgerechtigkeit, worauf derselbe gestheurt worden per 3 fl. 48 krz., . . . hat 2 ross (vorher 3), 1 Fühl (Füllen), 4 khüe, 2 Jungrind. Jacob G. hat auch vom churf. Casten Rauchenlechsberg 2 Jochardt ausmachente ägger, dann 2 tagwerch ainmäthiges wiesmath und 5 tagwerch feichtenen holzwachs, sambt 2 tagwerken vichwaidt, alles im Stainbirgel ligent, freystüfftweis und zuepauweis (d. h. als Zubau zum eigentlichen Besitz) in genuss, sohin der schlechte willen (wegen des schlechten Bodens) hierauhs zu steuren 2 fl. 27 krz.“

1748 übernahm der Sohn Blasy, ein jüngerer Bruder unseres Mathäus, das Anwesen und gab es wiederum 1793 an seinen Sohn Johannes weiter. Nach weiteren 4 Generationen mit den gleichen Namensträgern ging der Hof vor

10 Jahren durch Einheirat an den heutigen Besitzer Anton Zerhoch aus dem benachbarten Krönau über.

Wenn man auf der Straße von Unterpeißenberg her die steile Geländestufe erreicht hat, die vom Hohen Peißenberg nach Norden zieht, sieht man bald linkerhand den Heissenbauernhof liegen. Das Haus ist zwar nicht mehr das alte, doch bietet es in seiner beherrschenden Lage am dicht bewaldeten Nordhang des Berges einen erfreulichen Anblick. Die Fernsicht von hier ist überwältigend schön: Hinter den weit verstreuten Einzelhöfen um St. Leonhard im Forst übersieht man einen großen Teil des Pfaffenwinkels mit Andechs, Pähl, dem Weilheimer Becken bis zur Benediktenwand.

Der Freund alter Bauernhäuser wird gerade in diesem Gebiet jedoch nicht auf seine Rechnung kommen. Nur der Einödhof Rapoltskreut, gleich westlich oberhalb des Marktes gelegen, bietet ein nahezu unverändertes Bild aus den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Auch ein alter, unverputzter Holzbau in Schlitten muß hier genannt werden — im übrigen kann man hier und da noch einen Getreidekasten entdecken, so in Unterbuchau, Burgstall, Moosmühle, Altkreut, Reiserlehen und Forst. —

Nördlich des Hofes steht eine Feldkapelle mit einem hübschen Rokokoaltärchen. Es enthält ein auf Leinwand gemaltes Altarbild von überraschend hoher Qualität, darstellend Maria mit dem Jesuskind, von Engeln und Puttenköpfen umgeben. Die Gesichter sind von seltenem Liebreiz, die Komposition läßt die Hand eines Meisters erkennen. Was liegt also näher als die Annahme, daß Mathäus Günther selbst dieses Bild seinem väterlichen Hof gewidmet hat? Eine sichere Zuschreibung muß jedoch einer genaueren Forschung überlassen bleiben.

Das Marienbild — im unteren Teil leider ziemlich beschädigt — wird von Rocailleschnitzerei eingefasst und ist um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden. Zwei bäuerliche Seitenfiguren und vier Engel, von denen zwei noch aus der Barockzeit stammen, vervollständigen die liebenswerte Ausstattung der kleinen Kapelle. Am Altar lesen wir die Inschrift:

„O Mensch steh still, geh nie vorbey,
bett ein Vatterunser oder zwey
wan du sollst khomen in diese bein
will ich da fier Danckbar seyn.

Blasy Gintner und seine Husfrau Helena.
Zum Andenken anno 1863.“

Die Jahrzahl bezieht sich sicher auf eine Renovierung, während als Erbauer der Kapelle der jüngere Bruder des Malers, Blasy feststeht, der seit 1748 Hofbesitzer war. —

Der Name Matheus Günther ist mit der Kunstgeschichte des Pfaffenwinkels unlösbar verbunden. Der vorliegende Aufsatz mag ein kleiner, zusätzlicher Beitrag zur Geschichte seines Lebens und seiner Abstammung sein.

Eine Skizze des Walchensees und seiner Umgebung aus dem Jahre 1712

von P. Hildebrand Dußler OSB.

Das Hauptstaatsarchiv in München verwahrt unter den Literalien des Klosters Benediktbeuern ein Archival mit der Signatur 27^{1/5}, 5. Dem darin enthaltenen Schriftwechsel über einen Holzmarkungsstreit auf jener gegen Nordosten in den Walchensee hineinragenden ca. 2 km langen Halbinsel (ihr östlicher mit Feldern und Wiesen bedeckter Teil heißt „Zwergerer Bichl“, ihren westlichen 70 m hohen bewaldeten Hügel nennt man „Katzenkopf“ oder [früher noch] „das orth“) ist eine feine kolorierte Federzeichnung mit der Überschrift «Adumbratio Lacus Wallerseensis ejusque Viciniae» lose beigefügt, auf die mich mein Mitbruder, P. Wunibald Wörl OSB, aufmerksam machte, dem ich dafür und darüber hinaus für eine Reihe von Angaben zu diesem Aufsatz auch an dieser Stelle herzlichen Dank ausspreche. Auf dieser Kartenskizze sind Wälder, Felder und Wiesen grünlich getönt, Wege und Straßen rot. Rot sind auch die Dächer einzelner Gebäulichkeiten (vielleicht eine Andeutung, daß sie mit Ziegeln gedeckt oder rot gestrichen waren), z. B. der Kirchen, der Klostergebäude von Benediktbeuern und Schlehdorf, der Meierhöfe in Häusern und in Laingruben und des Hauses in Brunnenbach, wo die Straße von Schlehdorf nach Benediktbeuern den Kochelseeabfluß überbrückt. Die übrigen, wohl schindelgedeckten Hausdächer tragen graue Farbe, desgleichen die Seen und Flüsse sowie das kahle felsige Gebirge. Da die farbige Wiedergabe dieser Karte an der Druckfinanzierung scheiterte, eine Autotypie auf Kunstdruckpapier aber verschwommene Konturen brächte, wurde die Karte vom Verfasser kopiert und ist als Strichätzung diesem Jahrbuch beigefügt. Das 36 x 22 cm messende Original dürfte der Feder und dem Pinsel des Benediktbeurer Klosterschreiners Michel Ötschmann zu verdanken sein, der in Bichl ansässig gewesen ist und 1755 starb; doch könnte man auch an den Frater Lukas Zais denken, der um diese Zeit die Pläne für den Neubau der Walchenseer St. Jakobskirche entworfen hat. Die den Zustand von 1712 wiedergebende Zeichnung ist also um rund 100 Jahre älter als der um 1800 entstandene Stich von Jungwirth, der den Kopf des „Kleinen Kirchenführers“ von Benediktbeuern (Verlag Schnell und Steiner, München) ziert und nur ganz wenig jünger als die Stiche von Benediktbeuern und Schlehdorf in Wenings „Descriptio“ (1701) oder in Ertels „Atlantis“ (1705).

1. Wallgau

Vor dem westlichen Ende des Gebirgshintergrundes, dessen Gipfel zu identifizieren sich die Mühe nicht lohnt, zeigt unsere Karte das uralte „Walhogoi“, das in der Fundatio Monasterii Scarantiensis, dem Vorläufer des Klosters Schlehdorf, i. J. 763 als „pagum desertum“ d. i. als ein „abgelegenes Dorf“ bereits genannt wird. Die Zeichnung vermerkt von den

14 dortigen Anwesen nur 7 um das Kirchlein liegende Häuser. Im Jahr 1491 hat das Kloster Benediktbeuern 8 Höfe zu Wallgau an das Freisinger Hochstift verkauft. 1678 und später besaß es hier deshalb nur mehr den Hof zum „Pöbel“, drei gehörten dem Hl. Geist-Benefizium in Partenkirchen, die zwei restlichen waren selbstigen. 1581 erschlug ein Wallgauer einen Benediktbeurer Pater; dem Festgenommenen gelang es, aus dem Garmischer Gefängnis zu entfliehen. Auch das Kirchlein von Wallgau ist schon alt und wird 1315 bereits als Filiale von *Garmisch* mit einem eigenen Friedhof genannt, obwohl die Obmannschaft Wallgau verwaltungsmäßig dem Werdenfelsischen Untergericht *Mittenwald* zugehörte.

2. Wallersee

Die Bezeichnung „Wallersee“ statt dem heute gebräuchlichen „Walchensee“, der von Anfang an zu Benediktbeuern gehörte, ist nicht ursprünglich. Der Benediktbeurer Klosterhistoriker P. Karl Meichelbeck († 1734) gebrauchte gern die Form „Wahlensee“. 1270 heißt er „Walhensee“, 1493 wie heute „Walchensee“, 1747 „Wallersee“, was wir sogar 1893 noch in einer Pfründestatistik der Diözese Augsburg lesen und wie er mundartlich heute noch genannt wird. Letztere Bezeichnung entstand vielleicht aus dem Versuch den Namen des Sees zu deuten, denn der Waller oder Wels (*Silurus glanis*) ist eine Fischart, die freilich im Walchensee kaum vorgekommen sein dürfte, da der Waller in großen Strömen heimisch ist, in deren Schlammgrund verborgen er auf Beute lauert. Der See war nicht sonderlich fischreich. Wir wissen, daß Abt Wilhelm von Benediktbeuern zwischen 1441 und 1483 die Renken aus dem Kochensee in den Walchensee eingesetzt hat und Abt Narziß im Jahre 1503 sechs aus dem Tegernsee stammende Seiblinge, die von seinem Nachfolger Abt Baltasar um 300 andere vermehrt worden sind. Die 1483 von zwei auf sechs vermehrten Benediktbeurer Fischer mußten ein bestimmtes Quantum ihres Fangs zu bestimmten Zeiten ans Kloster liefern. Das übrige durften sie aber nicht verkaufen, sondern mußten es gemäß den von Benediktbeuern und Schlehdorf gemeinsam erlassenen Seeordnungen (die erste 1586) an die aufgestellten „Fischkäufel“ abgeben. Wenn es gerade unbemerkt ging, verschoben sie ihre Beute aber doch zu guten Preisen unter Umgehung des Klosters, besonders nach Mittenwald und Tirol. Der heute trotz seiner gelegentlichen Schlickkrawatte unbestritten als erst-rangiges Naturdenkmal geltende See, dessen „düster-ernster Spiegel aussieht, als ob die Flut im Banne der Schwermut liege“, wurde nicht allzeit so eingeschätzt. Erboßt über die „Kürchfahrter“, welche unserer Zeichnung gemäß seine Wasserfläche festträglich belebten, aber nicht beim Walchenseer Wirt zukehrten, nannte letzterer um 1700 herum diesen tiefsten deutschen Alpensee eine „scheizliche Wasserlackhen“.

3. Aitlä

Heute heißt diese Ortschaft, ein 1712, wie die Zeichnung zeigt, aus vier zerstreut gelegenen Einzelhöfen (zum Jäger, Mathes, Christoph und Öttl)

bestehender Weiler, Altlach und nähert sich damit wieder der 1559 üblich
gewesenen Bezeichnung „Altloch“.

4. Jachenau

Auf unserer Zeichnung sind nur die Kirche und 8 Häuser dieser schon
1270 genannten Ortschaft (ca. 1300 führt sie den biblischen Namen „Naza-
reth“) sichtbar, ihr übriger Teil liegt links vom Kartenrand gegen die Isar
zu. Mit einiger Phantasie kann man die Weiler Jachenau selbst (10 An-
wesen), Berg (3 Anwesen), Kirchberg (3 Anwesen), Mühl (5 Anwesen) und
vielleicht noch Luitpolder (1 Anwesen) angedeutet sehen. Die eingeklammert-
ten Hofzahlen gelten für das Jahr 1752. Westlich von diesen Orten fließt
der Jachen (die Jachna) aus dem Walchensee. Deutlich sichtbar ist auch die
Straße von Jachenau nach Urfeld über Sachenbach. Die Malerlaune hat
darauf im Joch zwischen Desselkopf (?) und Jochberg einen berittenen Pater
hingemalt, denn die Seelsorge in der Jachenau besorgten die Benedikt-
beurer selbst. Nach 1727, als das Eremitorium (Ziffer 9), von dem noch aus-
führlicher die Rede sein wird, den Benediktinern zugefallen war, brauchten
sie nicht mehr von ihrem Kloster in die Jachenau zu reiten, da zwei expo-
nierte Seelsorgepatres in diesem Eremitorium Dauerquartier bezogen.

5. Sachenbach

Der Zeichner schreibt „Sacherpach“. Der um 1270 schon genannte Einzel-
hof wurde im 16. Jahrhundert geteilt und besteht bis heute aus zwei Höfen
zum „Hannes“ und zum „Sepp“.

6. Sassau

Diese Walchenseeinsel, um 1700 „die Sassa“ genannt, war Holznutzungs-
gebiet der Jachenauer. Der Name dürfte von saxum (lat.), der Fels, die
Klippe herzuleiten sein. Auf dieser sonst unbewohnten Insel waren bis in
die jüngste Zeit Reste eines Gebäudes zu sehen. Sie stammen von einem
Holzbau, wohin sich die Klostergeistlichen von Benediktbeuern in Kriegsnot
flüchteten.

7. Die Margarettenkirche

Dieses heute von der Pfarrei Walchensee betreute Kirchlein gehörte früher
zur Pfarrei Schlehdorf und deshalb zum Bistum Freising. Erst i. J. 1827, bei
einer Bereinigung der Diözesangrenzen wurde St. Margaret zur Pfarrei
Walchensee geschlagen und fiel damit an die Diözese Augsburg. Die ehemals
ganz kleine Kapelle wurde 1344 durch einen Freisinger Weihbischof conse-
kriert und diente den religiösen Bedürfnissen der Kloster-Schlehdorfischen
Fischer auf dem Walchensee, die in Zwergern (8.) ansässig geworden waren.
1670 und wiederum 1778 erweitert und renoviert. 1807 wurde das Kirchlein
als „entbehrlich und demolationsfähig“ versteigert. Ohne einen Mitbewerber
zu haben, steigerten es die Zwergerer Fischer mit einem Draufgeld über den
Schätzungswert als private Hauskapelle ein, erhielten aber von der Re-
gierung die Auflage, das Heiligtum abzubrechen oder es zu profanen

Zwecken umzubauen. Die Zwergerer zögerten und die Kanzleien vergaßen das abgelegene Objekt, bis um die Jahrhundertwende ein Gesuch um Staatszuschuß für das verfallende Kirchlein einlief. 1902 hat dann der Vater Staat sich wieder zu seinem verstoßenen Kinde bekannt.

8. „Die Häuser, der 3 Fischer bei den «Zwergern» geheißten“

Mindestens schon 1411 waren Zwerger auf diesem Weiler, der 1893 aus vier Anwesen mit 24 Seelen bestand. Diese Fischersleute gehörten als Grundholden nach Kloster Schlehdorf, jurisdiktionsmäßig aber nach Benediktbeuern. Noch früher wohnten sie zusammen mit den Benediktbeurer Fischern neben der Walchenseekirche St. Jakob, bis sie (um 1100?) hier angesiedelt wurden und vermutlich mit ihrem Familiennamen auch diesem Weiler den Ortsnamen gaben. Denn die Zwerger sind ein altes Fischergeschlecht und saßen, wie Ettaler Archivalien ausweisen, auch am Barmsee. Ein Adelsgeschlecht, das einen blauen Zwerg mit einem Stein in der rechten Hand im Wappen führt, das ihm von den bairischen Herzögen 1532 verliehen worden ist, bemüht sich, seine Abstammung von diesen Fischern herzuleiten. Der „Zaun bey den Zwergern“ spielte einst eine große Rolle, denn er bildete die Grenze zwischen den Bistümern Augsburg und Freising. Den beiden Klöstern, dem Freisingischen Schlehdorf und dem Augsburgischen Benediktbeuern kostete dieser Zaun viel Geld, weil sie um diese Grenze lange prozessierten und „weil man, um den Lauf der Gerechtigkeit zu beschleunigen, reichlich schmieren mußte“, bis man 1718 in Schlehdorf und Benediktbeuern schließlich einsah, daß an den ganzen Händeln, wie sie auch ausgehen mochten, nichts zu verdienen war.

9. Das Eremitorium

Unter dem allmächtigen Protektorat der bairischen Kurfürstin und Kaiser-tochter Maria Antonia hatten sich in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts drei Eremiten aus dem Dritten Orden der Karmeliten am Walchensee niederlassen dürfen. Ohne das Kloster Benediktbeuern, das Gerichtsherr war, zu befragen, hatte der Propst von Schlehdorf diesen Eremiten, zwei Priestern und einem Laienbruder, i. J. 1687 einen Platz zugewiesen, wohl auch mehr aus Willfährigkeit gegen die Kurfürstin, die besonders auf das Gebet des Oberen dieser kleinen Genossenschaft, des in Warngau 1651 geborenen P. Onuphrius Holzer, vertraute, der ohne irgendwelche vorbereitende Studien i. J. 1678 in Brixen zum Priester geweiht worden war. Sowohl das »diemittigste Anhalten“ des Benediktbeurer Abtes als auch dessen „örgerlich gebrauchte Scommata und Hitzigkheiten“, die ihm vom Hofrat verwiesen wurden, „ware ledig vmbsonst“ und der Bau dieses Eremitoriums mit einer der hl. Mutter Anna geweihten Kapelle (1689 konsekriert) und den je 9 qm großen Einsiedlerzellen, die nicht einmal im Winter heizbar waren, kamen zustande. Die lange Gartenmauer, welche gemäß unserer Zeichnung das Klösterl umfriedete, wurde während des spanischen Erbfolgekrieges zum Schutze der kleinen Genossenschaft aufgeführt. Diese hatten

unter Änderung ihrer Ordenszugehörigkeit i. J. 1694 Anschluß an die Hieronymiten des seligen Peter v. Pisa gefunden und waren gegen 1700 stiftungswidrig auf 14 Mitglieder angewachsen. Als sie 1697 noch die kurfürstliche Erlaubnis zur Errichtung einer eigenen Bierbrauerei erhielten, welche östlich des Klösterls um 1000 fl gebaut wurde, kam der Unwille der Benediktbeurer zum Kochen. Auch der klerikale Neid über den Zulauf des Volkes zu den Eremiten mag mitgespielt haben. Denn in einer Bittschrift an den Wiener Nuntius ist „von vielen Tausend des geistlichen Trostes beraubten Seelen“ die Rede, die zu den Einsiedlern kamen, und der Pfleger von Weilheim rühmte, »daß es nicht zu beschreiben sei, welchen Eifer und welche Andacht sie den gemeinen Leuten einpflanzen“. Und nicht nur den einfachen Leuten aus dem Volk! Als z. B. 1689 der ehemalige Pfarrer von Garmisch, Baltasar Strittich, bei ihnen eintrat, sprach er: „Da habt ihr mich, machet mit mir, was ihr wöllet, nur daß ich es erleiden kann.“ Die Benediktbeurer erreichten aber doch, daß 1711 über Klausneri und Kirchlein St. Anna am Waldensee das Interdikt verhängt wurde. Seine Publikationen an den Kirchentüren Münchens wurden zerrissen bzw. mit Kot beschmiert. Als sich der Streit zu Gunsten der „dahergeloffenen Waldbrüder“ zu wenden schien, wurde der aktenfeste Historiker Benediktbeuerns, P. Karl Meichelbeck, nach Rom gesandt, um den schwebenden Prozeß zwischen dem Kloster bzw. dem Freisinger Bischof einerseits und den Waldbrüdern bzw. ihrem Ordensvertreter andererseits gewinnen zu helfen. Das war eben im Jahre 1712 und es ist sehr wahrscheinlich, daß unsere Zeichnung aus Ursache dieses Streites entstanden ist. Es mag für die Waldbrüder ein böses Omen gewesen sein, daß die von ihnen im gleichen Jahr 1712 beschaffte Orgel (ein Positiv mit 4 Registern und 2 Blasbälgen) beim Transport über den Kesselberg vom Wagen stürzte und schwer beschädigt wurde, denn P. Meichelbeck setzte sich in Rom durch. Im Frühjahr 1713 wurde das Ergebnis des durch Benediktbeuern gewonnenen Prozesses den Eremiten verkündet, ihre Zahl auf drei reduziert, und das verhängte Interdikt aufgehoben. In Benediktbeuern wurde der Sieg durch ein Pontifikalamt gefeiert, „nach dem Gottesdienst tat Kuchl und Keller auch alles mögliche“, der klerikale Streit ging als allegorische Oper über die Klosterbühne und P. Meichelbeck verfaßte für seine Mitbrüder die 1023 Seiten umfassende Tischlesung: «Histori deß Eremitorii oder Clausneri am Wallersee, Welche Von dessen Anfang Bis auf das Jahr Christi ao. 1713 inclusive Aus denen Actis, vnd aigner erfahrung beschriben P. Carolus Meichelbeck, Professus vnd Archivarius Benedictoburanus, Not. Publ. Apost. Vnd der Bayrischen Benedictiner Congregation Historicus. Anno Christi 1714.» — Aber auch die drei übriggebliebenen Eremiten konnten sich nur mehr bis 1725 am Waldensee halten. 1727 wurde ihr Klösterl den Benediktbeuern überantwortet, die nun gern Erholungsausflüge dorthin machten, „eine neue Erfindung“, welche der regelstrenge P. Meichelbeck ungern sich einbürgern sah. Später begab sich selbst ein Benediktbeurer Abt nach dort, „umb den Sauer Bronn zu nemmen“.

10. Kirche in Walchensee

Diese Kirche zum hl. Jakob d. Älteren wurde nach Erbauung durch die Mönche von Benediktbeuern vom Augsburger Bischof Wolfhard i. J. 1291 konsekriert— etwa 200 Jahre später, als nach der Rodungsarbeit gemäß Meichelbeck „die erste menschliche Wohnung circa anno 1100 bey dem Wahlensee angerichtet, vnd die felder erstens gebauen worden“. Von den gleichen Mönchen seelsorglich immer betreut, ist sie nach durchgreifender Restaurierung i. J. 1636 wiederum geweiht worden. Übrigens konnte man erst nach 1492, im Entdeckungsjahr Amerikas, als auf Veranlassung eines Münchener Patriziers der Bau der Kesselbergstraße begonnen worden ist, mit Lastfuhrwerken von Benediktbeuern her zur Kirche in Walchensee gelangen. Auf unserer Zeichnung ist die Straße von Urfeld nach Walchensee größtenteils verdeckt, ihre Fortsetzung nach Wallgau aber gut ersichtlich, ebenso die Windungen der alten Kesselbergstraße, die 1494/95 so ziemlich fertiggestellt war. Ihr Unterhalt oblag gemäß einem Benediktbeurer Monument vom 21. Mai 1494 auf der Bergnordseite dem Kloster und von da bis zum Walchenseesüdende dem bairischen Herzog. 1497 benützte die Straße bereits der Herzog Erich von Braunschweig auf seiner Brautfahrt, 1500 und 1504 passierte der Kaiser Maximilian die „Straß gegen den Walchsee“, wie sie 1525 genannt wird. 1634 fuhr auf ihr der erste Totenwagen mit der Leiche des in München verstorbenen Herzogs Feria zum Begräbnis in dessen spanische Heimat. Neun Jahre bevor unsere Zeichnung entstand, sah sie den traurigen Rückzug Max Emmanuels von seinem tirolischen Feldzug. Die verkehrstechnischen Vorteile der Straße und der Geldgewinn aus dem Vorspanndienst hatte für Benediktbeuern allerdings auch Nachteile durch die übergebührlische Beanspruchung der benediktinischen Gastfreundschaft, durch die Reisenden in Friedens- und die Flüchtlinge in Kriegszeiten. 1648 z. B. haben die „durchraisende vornehme Fluchtleuth den meisten wein verzört“. 1781 erfuhr die Straße durch Sprengung hindernder Felsen eine Verbesserung. 1892/93 begannen die Vorarbeiten für die heutige neue Kesselbergstraße.

11. Die 3 Häuser „zum Wirt, zum Fischer und zum Jäger“ in Walchensee

Erst ab 1539 besteht die Ortschaft bei der Jakobskirche aus drei Anwesen, vorher waren es nur zwei. Das Jägeranwesen entstand durch Teilung des Wirts- und Fischeranwesens. In dem 1602 neu gebauten Wirtshaus wurde i. J. 1691, also kurz bevor unsere Zeichnung entstand, durch Abt Eliland II. von Benediktbeuern am Walchensee eine Poststation errichtet. Um das schöne Echo zu wecken, blies der Postillon dort ins Horn, solange die Postroute von München nach Innsbruck befahren worden ist.

12. Urfeld

1446 und 1510 trägt es noch den Namen „Urfar“, 1698 aber bereits, wie in der Legende unserer Zeichnung „Urfeldt“. In diesem Einödhof hauste der Jäger, dem neben der Aufsicht über die Weiderechte auch übertragen war,

die Reisenden gegen ein entsprechendes Fährgeld per Schiff über den See zu rudern, wenn auf der Uferstraße Lawinen drohten. Nur selten kommt es nämlich vor, daß der Walchensee zugefroren ist. So im Jahre 1880, wo man vom 6. Januar bis Mitte Februar von Altlach nach Walchensee mit dem Schlitten fahren konnte. Auch der Kochelsee gefriert in kalten Wintern zu. Als die Tiroler i. J. 1704 auszogen, um Benediktbeuern zu erobern, und sie am Walchensee nicht durchbrechen konnten, versuchten sie es über den gefrorenen Kochelsee. Da brach Föhn ein, das Eis barst und die Tiroler zogen sich zurück.

13. Weil

In unserer Zeichnung ist damit der Ort Großweil gemeint. Die älteste Zeit kannte noch keine Trennung in Groß- und Kleinweil. Die Benediktbeurer Dokumente nennen 1144 einen „Berinhart de Wille“, ca. 1148 einen „Haimo de Wile“, die Schlehdorfer Monumente erwähnen 1271 ein „Lehen in Wil“, 1296 tritt ein „Bertold Weiler“, 1425 ein „Chunz Mair von Weil“ als Zeuge auf. (Der Verfasser steht nicht dafür ein, daß dies auch schon *alle* ältesten Nennungen von Weil sind.) In dem eingezeichneten Kirchlein St. Georg von Großweil, das eben jetzt infolge eines großen Kirchenneubaus daneben in den Ruhestand versetzt wird, stehen St. Benedikt und St. Scholastika am Hochaltar, ein Zeichen dafür, daß Benediktbeuern in Großweil begütert war. Im Jahre 1752 besaß es von den dortigen 29 Anwesen drei, Kloster Schlehdorf freilich sechsmal so viele. Der Marmorbruch von Großweil lieferte der baufreudigen Umgebung einen wertvollen Rohstoff. In dem Kirchlein von Großweil wurde einem Steinbrecher eine rote Marmorplatte gesetzt, der i. J. 1712 unserer Zeichnung „am 5. Hornung gestorwen ist“.

14. Schlehdorf

Zu allererst stand das Kloster gleichen Namens auf der sog. Aichelspitze unmittelbar am Kochelseeufer, woran heute noch ein Holzkreuz erinnert. Die Klosterlage unserer Zeichnung von 1712 entspricht heute etwa der Lage des Gartens der sog. Klosterwirtschaft, wo ebenfalls ein Bildstock das Andenken daran festhält. In einer langen, mehrmals unterbrochenen Bauperiode von 1718 bis 1780 ist dann das heutige Kloster auf dem sog. Kirchbichl, einem isolierten Flynshöcker inmitten der Loisaufschüttungen, erbaut worden, wo vordem eine Wallfahrtskapelle zu Ehren der drei heiligen Jungfrauen Ainbet, Wolbet und Vilbet stand, vielleicht eher Reklusinnen, mit denen das alte Nonnenkloster bei Kochel zusammenhängen könnte, als germanische Nornen oder Heilrätinnen. Diese Wallfahrtskapelle, zu welcher nach einem Bericht von 1580 die Pilger schwere hölzerne Kreuze schleppten, ist auf unserer Zeichnung rechts der Ziffer 4 zu sehen. Auch ihr hügeliger Standort ist angedeutet. Um 1563 oder etwas später restauriert, erhielt sie damals wohl die Turmkuppel unserer Zeichnung. Die erste Klostergründung Schlehdorfs von ca. 740 ist etwas umstritten. Sicher belegt ist aber die Verlegung des 763 in der Scharnitz gegründeten Klosters nach Schlehdorf i. J.

772, das dabei Freisingisches Eigenkloster wurde. Nach einer monastischen Stagnation im 10. und 11. Jahrhundert berief der Freisinger Bischof i. J. 1140 Augustiner-Chorherren, die dann hier bis zur Säkularisation aushielten – in steten wirtschaftlichen Sorgen und in jahrhundertelangen Streitigkeiten mit dem wesentlich privilegierteren klösterlichen Nachbar Benediktbeuern. Das Klostergebäude, wie es auf unserer Skizze zu sehen ist, wurde am 15. Oktober 1785 angezündet, wobei ein großer Teil desselben, die alte Kirche und das Bräuhaus, niederbrannten. Obwohl die Abbildung des Klosters Schlehdorf in dem eingangs genannten Buch von Ertel (1705) viel individuell Getreues zeigt, und der Wenningsche Kupferstich damit auch ziemlich übereinstimmt, kann unsere Zeichnung von 1712, die freilich nur ein Miniaturbild von Schlehdorf gibt, wegen der Stellung des Sattelturmes neben der einschiffigen Klosterkirche mit diesen beiden Stichen nicht in Einklang gebracht werden. Sollte die Dürftigkeit dieser Darstellung verglichen mit jener des Klosters Benediktbeuern eine Bosheit des Zeichners sein, der die Interessen seines Auftraggebers vertrat? Auf unserer Skizze vermißt man übrigens auch die 1693 neben dem Schlehdorfer Kloster erbaute Votivkapelle zur Schmerzhafte Muttergottes, ein Zentralbau mit einem Turm, die heutige Friedhofkapelle mit ihrem romanischen Christus, einem der ältesten Werke bayerischer Holzbildhauerei.

Auch die Häusergruppe unserer Skizze südwestlich des Klosters ist dürftig. Denn 1752 bestand Schlehdorf aus 33 Anwesen, von denen 25 den Augustinern, 2 nach Benediktbeuern und 4 in die Grafschaft Werdenfels gehörten. Bis auf ein einziges fielen auch sie am 18. Oktober 1846 allesamt einem Dorfbrand zum Opfer.

15. Kochelsee

Durch das Loisachgeschiebe verlandet er unter allen Voralpenseen am schnellsten. Die Wasseroberfläche ist von 50 Quadratkilometern schon auf 6 zurückgegangen. Unserer Zeichnung gemäß war die Verlandung in seinem nördlichen Teil, dem Rohrsee, noch nicht so weit vorgeschritten als heute, wobei allerdings zu bedenken ist, daß sich der Seespiegel durch die Loisachkorrektur von 1901/1904 um 80 cm gesenkt hat. Pater Karl Meichelbeck von Benediktbeuern schreibt in einem Brief 1705: „Sonst ist unser so lang gehabte Cochel-See Streitt endlich völlig ausgangen . . . O, das die händl unsers gnedigsten Landsfürsten auch einen so glücklichen ausgang hetten!“ Da dürfte es sich um einen Prozeß mit Schlehdorf wegen der Gerichtsbarkeit auf dem Kochelsee, und nicht um das Fischrecht auf dem See gehandelt haben, in das sich Benediktbeuern, Schlehdorf und das Hochstift Freising teilten. Denn erst 1712, als unsere Zeichnung entstand, trat Freising sein Fischrecht auf dem Kochelsee an Benediktbeuern ab.

16. Joch

Es wird schon 1270 am Südufer des Kochelsees mit einem Anwesen als „beneficium“ erwähnt. Später waren es zwei Höfe. Der Weiler bestand

i. J. 1893 aus 9 Anwesen mit 46 Seelen und aus einer Kapelle. Im 15. Jahrhundert wird dort eine Mühle genannt. Dieser Müller von Joch brach für die Eremiten am Walchensee das Malz für deren Brauerei, durfte aber nur das Quantum für die stiftungsgemäßen *drei* Eremiten brechen und nicht für mehr. Deshalb begannen die Einsiedler innerhalb ihres Besitzes eine eigene durch Ochsen angetriebene Mühle zu bauen, um mehr Malz brechen zu können. Das wollten aber die Benediktbeurer nicht dulden und entsandten deshalb am 23. August 1710 ihren Gerichtsschreiber ins Eremitorium, damit er gewaltsam das Dach des neuerrichteten Mühlgebäudes durch mitgebrachte Zimmerleute abwerfen lasse.

17. Kochel

Das vom See durch einen, auch auf der Skizze angedeuteten Hügel getrennte Dorf „Cochel“, (Schreibweise der Zeichnung!) wird schon 743 in Verbindung mit einem Kloster von Nonnen aus den adeligsten Geschlechtern genannt, das vermutlich auf diesem „Schönbichl“ gestanden hat, bis es im 10. Jahrhundert aus der Geschichte verschwindet. Alte Namensformen sind „cochala“ (10. Jhrhdt.) und „Cochalon“ (1048). Um das Jahr 1000 wurde die Kirche St. Michael gebaut. Aber erst nach 1200 stieg sie zur Pfarrkirche auf und zwar für Kochel selbst, für die Jachenau und für Walchensee. 1551 wurde Kochel durch die Truppen des Moritz von Sachsen verwüstet. Die Anwesen des Dorfes (41 im Jahre 1752) gehörten alle nach Benediktbeuern.

18. Ort

Der Name kam vielleicht daher, weil hier die Grenze zwischen Benediktbeuern und Kochel durchlief. Im 11. Jahrhundert schon erwähnt, bestand Ort im 13. Jahrhundert aus einem Meierhof und 5 Huben. I. J. 1752 wirtschaftete man hier auf zwei halben, auf 5 Drittel- und auf zwei Zweiunddreißigstelhöfen, die sämtlich vom Kloster Benediktbeuern auf „veranleitete Freistift“ verliehen waren, was man heute etwa als Erbpacht bezeichnen würde. Diese Leiheform der Anwesen war fast im ganzen Klostergericht Benediktbeuern üblich. I. J. 1893 zählte man in Ort 50 Seelen, die in elf Anwesen wohnten.

19. Pessenbach

Von dieser Siedlung leitet sich ein Familienname her, dessen weiter Verbreitung der nun der großen Vergangenheit dieser Gegend angehörige Geistliche Rat Demleitner in jahrzehntelangen Forschungen nachgegangen ist. Pessenbach wird 1180 als Einödhof genannt, bestand 1270 bereits aus zwei, 1752 aus fünf, 1893 aus acht Anwesen, in welchen damals (1893) 52 Seelen vom Pfarrer in Kochel versorgt worden sind.

20. Ried

Schon im 12. Jahrhundert werden Ministerialen des Klosters Benediktbeuern als im Ried ansässig genannt. Im 18. Jahrhundert bildete es mit Pfisterberg und der heute abgegangenen Einöde Wasenmeister eine eigene

Obmannschaft und zählte i. J. 1752 28 kleinere und kleinste Höfe. I. J. 1893 wohnten dort 180 Seelen in bereits 32 Anwesen um eine 1837 gebaute Filialkirche der Pfarrei Benediktbeuern. Sie war die Nachfolgerin einer 1803 niedergerissenen älteren Kapelle, die auf unserer Zeichnung in der Flur links des Dorfes angedeutet zu sein scheint und ihr Entstehen folgender Begebenheit verdankt: Unter Abt Plazidus von Benediktbeuern (1672–1690) riß der über seine Ufer getretene Lainbach (er fließt auf unserer Kartenskizze im Holzteil zwischen dem Klosterkomplex und dem Dorf Ried und mündet bei Ziffer 26 in die Loisach) einem Bauern eine Holzbeuge mit. Im Zorn darüber schleuderte der geschädigte Bauer seine Axt gegen eine Steinsäule mit dem Bild des Gekreuzigten und rief: «Du Schwaiberle, hast mir mein Holz verschwaibt.» Später sühnten die Rieder diesen Frevel, indem sie unter Abt Eliland (1690–1707) über der Steinsäule die genannte Kapelle errichteten. — Gemäß unserer Skizze ist Ried einerseits durch eine Straße mit dem Kloster Benediktbeuern verbunden; andererseits führt von Ried aus eine Straße über Ort nach Kochel und von da den Kesselberg hinauf zum Walchensee; eine dritte Straße leitet von Ried aus auf den Pfisterberg.

21. Pfisterberg

Auf einer Anhöhe über Ried gelegen, bestand dieser Weiler schon seit langem aus vier Einviertelhöfen, die aus dem 1441 bereits genannten Schwaighof Pfisterberg durch Teilung entstanden sind, der dem Kloster Benediktbeuern 300 Käslaibe reichen mußte. Wegen des Ortsnamens hätte man freilich eher vermutet, daß er Brotlaibe gereicht hat, denn Pfister ist ja das alte Wort für Bäcker.

22. Straßberg

Es liegt wie Pfisterberg auf einer vorspringenden, von Wiesen umgebenen Anhöhe und ist mit der Ortschaft Häusern durch eine Straße verbunden. Diese Einöde gehört heute zur Gemeinde und Pfarrei Benediktbeuern und war 1893 gemäß einer kirchlichen Statistik nur von einer einzigen Seele bewohnt. 1441 tritt sie urkundlich ins Licht der Heimatgeschichte und wird dabei als Schwaige bezeichnet. Der jetzige Dachstuhl trägt die Jahreszahl 1725. P. Karl Meichelbeck, der Benediktbeurer Chronist, schreibt 1731, daß das Kloster diese Schwaige immer *unmittelbar* genutzt hat, weil allen Quellen darüber beigelegt ist „habet Dominus“ („es hat sie der Herr“). Vielleicht ist dies die Ursache, daß der Historische Atlas von Bayern angibt (6, 23), Straßberg trete erst im 19. Jahrhundert als selbständige Siedlung auf.

23. Heusern

Auf unserer alten Karte sind die Straßen erkennbar, die diesen Weiler zum Beschauer hin mit dem Klosterkomplex und vom Beschauer weg mit Straßberg verbinden. Ein ebenfalls angedeuteter Fußpfad führt nach Pfisterberg hinauf. Auffallend ist der große Meierhof mit einer Hochfahrt und die eingezäunte Söldhäuschengruppe. Dem Richter der Benediktbeurer Klosterhofmark war die Schwaige in Häusern (heutige Schreibweise!) zur Nutzung

überantwortet und das zweistöckige Gebäude mit rotem Dach dürfte sein Wohnhaus gewesen sein. Schon im 12. Jahrhundert werden Klosterministerialen von Häusern genannt. 1752 zählte man dort fünf Anwesen, 1893 sieben mit 20 Einwohnern.

24. Laingruben

Seit 1865 heißt dieser Ort Benediktbeuern, welcher Name früher nur dem Klostergebäude zukam. Auf unserer Skizze fällt das große Gebäude mit dem barocken Giebel auf, das der linke Zeichnungsrand abschneidet und das vielleicht die Tafernwirtschaft des Klosters darstellt. Der Name Laingruben dürfte sich von ehemaligen Lehmgruben herleiten. Auch hier sind schon im 12. Jahrhundert Ministerialen des Klosters sesshaft gewesen und die Siedlung ist wohl noch älter als das Kloster selbst. Mit Häusern und Vormholz bildete es im 18. Jahrhundert die Obmannschaft Laingruben und zählte 117 Anwesen, deren Größe zwischen Drittel- und Zweiunddreißigstelhöfen schwankte. Zwischen Laingruben und dem Kloster deutet unsere Zeichnung einen Hopfengarten an, der 1804 noch mit einer Fläche von 4 Tagwerk erwähnt wird und jedenfalls dem klösterlichen Braubetrieb diente.

25. *Monasterium Benedictoburanum*

Der Klosterkomplex von Benediktbeuern zeigt das Stift im frühbarocken Baustadium mit seinen umfriedeten Höfen, überragt von den zwei Kirchtürmen mit den welschen Hauben. Dieser Kirchenbau stand 1673 fertig da. Nordöstlich der Klosterkirche hat des Zeichners Feder die ehemalige vom Friedhof umgebene Pfarrkirche festgehalten, welche 1810 abgebrochen worden ist. Rechts von der Ziffer 25 ist auf dem Kirchenvorplatz eine Säulenplastik sichtbar. Die nordöstliche Ecke der Anlage nimmt der rechteckige Ökonomiehof oder der Meierhof ein, dessen Hauptgebäude wieder von einem Barockgiebel bekrönt ist, ähnlich wie in Laingruben. An Stelle des späteren Arkadenhofes westlich der Kirche erblicken wir noch mittelalterliche Wirtschaftsgebäude. Das Innenquadrat mit dem Konventbau wird fast ganz durch die Kirche verdeckt. Der Bach, der durch die Klosteranlage führt, ist deutlich erkennbar, und bildete in alter Zeit in nicht wenigen Klöstern, wo es die orographische Situation erlaubte, eine natürliche Schwemmkanalisation. Zum Vergleich bringen wir wieder, wie bei Schlehdorf, den etwas älteren Stich aus Ertels kurbairischer Atlantis, wo der eben genannte Bach im Halb- rund um das Kloster fließt.

Unter Verzicht auf einen zusammenfassenden geschichtlichen Rückblick, der neben vielen anderen Veröffentlichungen über das Kloster (z. B. dem Kirchenführer von Benediktbeuern) entnommen werden kann, beschränken wir uns auf zwei amüsante Bemerkungen. Aus alter Zeit: Ende des 10. Jahrhunderts stahl ein Zögling des Klosters Schlehdorf dort die Gebeine des Kirchenpatrons, des Martyrers Tertulin, brachte sie nach Benediktbeuern und versteckte sie hier, bis die Sache infolge eines Wortwechsels, den der Dieb mit seinem Zellengenossen hatte, aufkam und der heilige Leib nach

Schlehdorf restituiert werden mußte. Durch einen ähnlichen Diebstahl kam Benediktbeuern 1053 in den Besitz der Reliquien der heiligen Anastasia; der Benediktbeurer Mönch Gottschalk entwendete sie bei den Benediktinern in Verona. — Aus neuerer Zeit: Von dem Bier, das eigentlich den Hauptanlaß zu dem Konflikt mit den Walchensee-Eremiten gegeben hatte, braute man in Benediktbeuern zwei Sorten; die kräftigere tranken die Mönche, wobei sie aber doch ein Zehntel des Sudpfanneninhalts als Almosen armen Kranken verabreicht haben; die andere Sorte erhielten Dienerschaft und Volk.

26. *Brunnenbach*

»Brunpach«, wie die Legende unserer Karte von 1712 diese Einöde schreibt, wird schon im 14. Jahrhundert genannt und wiederum von Apian 1589 in seiner *Topographia Bavarica*. Die Siedlung ist also nicht erst im 19. Jahrhundert entstanden, sondern alt. 1893 bestand sie aus einem Anwesen mit 6 Bewohnern. Der Name rührt vermutlich von einem der hier in die Loisach mündenden Bäche her. Unsere Zeichnung bringt nur den Lainbach, der durch das Gehölz fließt, das sich von Ried her durch den Vordergrund zieht. Der Weg von Ried nach Brunnenbach läuft zuerst auch durch dieses Gehölz und hält sich darnach an dessen Nordseite. Auf dem Anwesen saßen, wie auch die Schiffshütte auf unserer Zeichnung vermuten läßt, Fischer, welche wegen Streitigkeiten mit den Klosterfischern von Schlehdorf immer wieder genannt werden. I. J. 1695 landete hier der Fürstbischof von Brixen, um den Bischof von Freising Franz Johann v. Eck in Benediktbeuern zu konsekrieren.

27. *Die Loisach*

Unsere Kartenskizze ist wertvoll, weil sie den früheren Hauptstraßenverlauf aufzeigt, der von Schlehdorf nach Norden durch moorige Gründe führt, die Loisach nahe bei Brunnenbach überbrückt, und dann zum Kloster Benediktbeuern führt, während die heutige Hauptstraße bekanntlich von Großweil über Schlehdorf nach Kochel das Gewässer etwa dort überquert, wo 1712 der Zeichner bereits eine Insel mit Strauchwerk (rechts vom Floß!) andeutet. Das eingezeichnete Floß versinnbildlicht den Wassertransport auf der Loisach. Die gefloßten Güter bestanden außer Holz in dem am Jochberg gebrochenen feinkörnigen Gips, in dem Marmor aus dem Steinbruch bei Großweil und aus den Erzeugnissen der Wetzsteinmacher in Unterammergau, Ohlstadt und Kleinweil. Da die Floßfahrt durch den Kochelsee aber sehr verlangsamt wurde, bauten die beiden Klöster Schlehdorf und Benediktbeuern unter der Leitung des kurfürstlichen Wasserbaumeisters und Geometers Matthias Pauer von 1712 bis 1714 durch das Moor einen sog. Triftkanal, der 13 000 Schuh lang, die Loisach etwas unterhalb Großweil verläßt, und unterhalb Brunnenbach wieder in sie mündet. Den Kochelsee umfahrend, ersparte er den Flößern zwei Stunden Ruderarbeit und Weg. Als der Zeichner unsere Skizze entwarf, war dieser Triftkanal noch ein unausgeführtes Projekt.

Die Dröblinger Wallfahrts-Bruderschaft

Ein Beitrag zur Wallfahrtsgeschichte im Ammerseegebiet

von Gustl Empfenzeder

Würde man sich die Aufgabe stellen, die katholischen Teile Bayerns in Wallfahrtsgebiete aufzuteilen, so könnten wohl die Grenzen nicht genau festgelegt werden, jedoch der „Mittelpunkt“ ließe sich für jeden Landstrich klar herausstellen.

So bildet Andechs den Mittelpunkt eines eigenen Wallfahrtsgebietes. Innerhalb des Wirkungsbereiches dieser Gnadenstätte mußten zwangsläufig alle anderen Wallfahrten im Schatten dieses „Hl. Berges“ stehen oder ihre einstige Bedeutung ganz verlieren. Ein Kranz ehemaliger Pilgerstätten reiht sich um diesen Berg, so die einst stark besuchte Hl. Kreuz-Wallfahrt in Traubing, „Maria in der Mauer“ in Perchting und die Marienwallfahrt in Dröbbling. Ja selbst im weiteren Umkreis verloren das Mechtildisgrab in Dießen, St. Rasso in Grafrath, die Gnadenmutter vom Hohenpeißenberg und von Aufkirchen den großen Zulauf. Von Generationen überlieferte Pilgerwege führen zum Gnadenaltar und werden alljährlich in der Bittwoche neu belebt. Votivtafeln und Wachsgaben künden von gläubigen Menschen, die hier Hilfe erlangt haben, kostbare Kerzen, Rosenkränze und Krücken zieren oftmals die Eingänge der Kirchen, dazu kommen in jüngster Zeit die großen Tragkreuze, Zeichen erfüllter Gelübde von Spätheimkehrern.

Das gehört, neben Wallfahrtsmarkt, Devotionalienbuden und die Pilgerherberge zur „besonderen Welt“ einer Gnadenstätte.

Alle diese „Kennzeichen“ einer Wallfahrt sind nur dann gegeben, wenn der Ort regen Zuspruch bekam. Wer organisierte die Bittgänge und Pilgerfahrten, wer übernahm die Betreuung dieser betenden Scharen? Es waren Bruderschaften, die zum Teil in den Zünften der Städte ihren Ursprung hatten. So besteht seit dem Jahre 1630 in Andechs eine Dreihostienbruderschaft, die auch im Jahre 1961 wie eh und je ihr Titularfest am 4. Sonntag nach Pfingsten feiert; seit 1694 hatte der Hl. Berg noch eine Schutzengelbruderschaft. Eine im Jahre 1687 in Dießen errichtete Armenseelenbruderschaft überdauerte ebenso alle Zeiten bis ins 20. Jahrhundert. Geradezu folkloristische Berühmtheit erhielt das Titularfest der Vilgertshofener Marienbruderschaft mit der „Stummen Prozession“.

Diesen Vereinigungen fiel vor allem das Verdienst zu, die Wallfahrtsorte belebt und den Ruhm mancher Stätte weitum bekannt gemacht zu haben.

So ist auch die Gründung der Augsburger Fußwallfahrt 1527 der Bruderschaft zur Hl. Dreifaltigkeit zu verdanken. Daneben machten sich diese Bünde auch um die Kunst sehr verdient. Altäre, Paramente, Fresken wurden oftmals von den Bruderschaften in Auftrag gegeben.

Vielleicht verdankt St. Wolfgang in Thaining der dortigen Fünf-Wunden-Bruderschaft seine hervorragende Ausstattung.

Bei Aufräumarbeiten im Drößlinger Pfarrhof zu Oberalting (übrigens eine Seltenheit, daß der eigene Pfarrhof in der Nachbarparrei steht) fand Pfarrer Hans Wallter handgeschriebene Aufzeichnungen über die Skapulierbruderschaft zur Mutter vom Berge Karmel in Drößling. Drößling, die kleinste Gemeinde im Landkreis Starnberg, unweit des Schloßes Seefeld, war ein Marienwallfahrtsort, der sich nach 1803 in der Pilgerfrequenz nicht mehr erholen konnte und als Wallfahrt völlig bedeutungslos wurde. In der Hochblüte des Barocks hingegen muß der Ort sich regen Zuspruchs erfreut haben. Den Aufzeichnungen zufolge wurden von 1733 bis 1796 jährlich bis zu 150 Personen in diese Bruderschaft aufgenommen. Als Abzeichen trugen die Mitglieder ein Skapulier, das ist ein Band mit je einem Tuchstreifen, das über Schulter bzw. Rücken herabhängt. Diese Drößlinger Bruderschaft war mit der Münchner Erzbruderschaft bei den Karmelitern vereinigt. Der hohe Mitgliederstand im 18. Jahrhundert war auf die Beliebtheit des Drößlinger Gnadenbildes zurückzuführen, die Kirche war weit und breit bekannt, aus ungefähr 60 Ortschaften aus dem Raum zwischen Dießen, Starnberg, München, Dachau und Bruck verlobten sich die Gläubiger in den verschiedensten Anliegen, Schmerzen, Krankheiten zu U. L. Frau von Drößling. Ja selbst eine Art Mirakelbuch wurde geführt mit etwa 450 Eintragungen von Gebets erhörungen. Am Hauptfeste Maria Himmelfahrt mußten die Beichtstühle auf dem Gottesacker aufgestellt werden, da der Andrang sehr groß war. Das Gnadenbild selbst stand früher auf dem Hochaltar und war dem Geschmack der damaligen Zeit zufolge mit echten Haaren, Schleier und einem Mantel geschmückt. Ein Bruderschaftszettel von 1838 zeigt die Gnadenmadonna im Mantelschmuck. Das Drößlinger Gnadenbild, wohl aus der Zeit um 1680 stammend, hätte einer solchen Mode nicht bedurft und so wurde 1860 die Figur von allen Zutaten befreit und selbst vom Altar genommen und blieb 35 Jahre lang unbeachtet; erst 1895 (als die Skapulierbruderschaft in Drößling von neuem erwachte), an den linken Seitenaltar gebracht, der damit Bruderschaftsaltar wurde. Drößling wurde mit Dekret vom März 1895 selbständige Bruderschaft. Die Festtage wurden festgelegt, an denen vollkommener Ablaß zu gewinnen ist: Mariae Lichtmeß, Josephi, Mariae Verkündigung, Skapulierfest im Juli, Mariae Himmelfahrt und den Sonntag darauf, Mariae Geburt, Mariae Empfängnis und die drei Hochfeste im Kirchenjahr.

In unserem Jahrhundert ist es wieder still geworden um Drößling. Das Gnadenbild am Evangeliumsaltar, eine Bruderschaftsopferbüchse, ein Skapulier und die alten Aufzeichnungen künden noch von der bekannten Wallfahrt zur Drößlinger Muttergottes. Dazu kommt, daß dieses Gotteshaus zur Zeit in einem schlechten Zustand ist. Trotzdem sollte man vor der hohen Kirchhofmauer halten, sich um den Schlüssel bemühen und die Kirche be-

sichtigen. Eine einzigartige Emporenverkleidung — wie sonst nirgends mehr im oberbayerischen Seengebiet — ist zu bewundern, ein Schnitzwerk, darstellend Christus und seine Jünger. Kein Archiv und keine Chronik gibt Auskunft über den Meister.

Ein Schreiben des Weilheimer Bildhauers Adam Krumper

Mitgeteilt von P. Dr. Hildebrand Dußler, OSB.

In einem Kunstsachenakt des Landesarchives Tirol in Innsbruck, dessen Produkte leider vielfach ohne Datum und ohne Angabe der Provenienz aus irgendwelchen Archivalien ausgesondert worden sind (diese abwegige Methode, Archivalien nach Sachgebieten zu ordnen, wurde zuerst von der bayerischen Verwaltung Tirols in der Napoleonischen Zeit praktiziert), fand sich das im folgenden mitgeteilte Produkt ohne Datum und Aufgabertort von dem bekannten Weilheimer Bildhauer Adam Krumper, das dieser vermutlich an die Innsbrucker Hofkammer gerichtet hat. Es ist möglich, daß es als Unterlage der (nicht ganz zutreffenden!) Bemerkung diente, welche Hirn in seiner 1887 erschienen Biographie des Erzherzogs Ferdinand II. von Tirol gemacht hat („für die Haller Stiftskirche schnitzte Adam Krumper mehrere Heiligenbilder und Altartafeln und für Ferdinand ein Cruzifix“; J. Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, Innsbruck 1885, Bd. I, S. 374) und auf die N. Grass in seinem Aufsatz „Das Damenstift Hall und seine Kunstdenkmäler“ (Haller Buch, Schlernschriften 106, Innsbruck 1923, S. 357) sich wieder bezog („mehrere Heiligenbilder und Altartafeln hat Adam Krumper aus Weilheim geschnitzt“). Hirn gibt als Signatur „Ferd. Suppl. K“ an. Der Faszikel, welcher heute das folgende Schreiben enthält, ist mit „Kunstsachen, gesammelt aus Hofregistratur, Nr. III 20“ signiert.

Es lautet: „Durchleuchtiger Hochgeborener Fürst genediger Herr . . . sein mein Arm gehorsam willig Diennst in aller underthenigkeit zuuorein. Demnach ist yez ein Zeit hero E. F. gn. Frau Schwesterner meinenn genedigsten Frauen zu Hall etliche Pilder in ain allter Taffl, denn Herrn Jesuiten in ir Gottshaus allhie (vermutlich zu Hall?) gehörig gemacht, unnd mich an yezo damit herein verfertigt, Deßwegen ich aus undertheniger gehorsam nit künden underlassen, Inn E. F. gn. Namen auch etwas wenig, als nemlich ain Clains unnd schlechts Crucifix anzufachenn unnd gemacht, Welches ich hienebenn E. F. gn. zu ainem glückseligen Freydenreichen Newen Jar, als meinem genedigen Fürsten und Herrn in aller underthenigkeit verehrt wil haben, wiewol es in meinem hinweckziehen in ainer eyl zuegangen, unnd gar grob gemacht wordenn, Pitt ich doch E. F. gn. zum höchstenn dießelb wellen solches vonn mir als ainem Armen nit in

unguettem auff, sonnder in genadenn annehmen, Thue mich damit E. F. gn. gannz düemüetig bevelchen. E. F. Gn. gannz undertheniger

Adam Krumpper
Pillthauer unnd Burger zue Weilhaim.“

Rückseitig mit anderer Schrift: „Adam Krumpfers Supplikation“ (ohne Datum). Schriftalter ca. 1620/50.

Es ist kaum ein Zweifel, daß das Schreiben an Erzherzog Ferdinand II., Landesfürst von Tirol, gerichtet ist.

★

S' alte und s' neue Jahr

Verfaßt am Silvesterabend 1959 von Georg Penker (Schlehdorf)

Bei da Nacht um zwölfe, ja sä is g'wen,
Da hab i g'moant als tat'n zwoa voar da Tür draus red'n.
I lus un(d) teusch mit it, fürwahr,
A O'gsprach hat dös alte mit'n neu'n Jahr.
Ganz bucklat is dö Alt scho von dem Trag'n,
Dö Jung tuat's neigiere nach da Ursach frag'n.
Wo kimmst denn her, wo geahscht itz hi'n
Un(d) was hast so Schwar's a dein Sackl drin.
„Jung's Basl“ sagt's „du kennst mi net,
A Schwester bin i vo dir, werd grad so g'nennt.
Dös voarda Trum werd g'nau so bleib'n,
Grad daß hint dro an Sehzga schreib'n.
Un(d) was i hab so schwar zun Trag'n,
Dös werd'scht no inna, aba i tua das sag'n.
S'leichtö G'wicht is s' Glück un(d) Freid,
Was aba d' Schwern macht; Kumma, Sorg'n un(d) Leid.
Als Muatta hab'n mi zwoa dö Zeit,
Als Vata an liab'n Herrgott mit da Ewigkeit.
Bringst ebbas Guat's, na lob'n dö alle Leit.
Kimmt aba was Unguat's, na schimpf'ns wia it g'scheit.“

Literaturhinweise

zum Beitrag „Die Oekonomie des Klosters Diessen“.

1. *Böck, K.*: Das Bauernleben in den Werken bayerischer Barockprediger, München 1953.
2. *Hipper, R.*: Das ehemalige Augustinerchorherrenstift Diessen. Seine Begründung und wirtschaftliche Entwicklung im Mittelalter. In: Ammersee-Heimatblätter, Diessen 1926.
3. *Hugo, J. A.*: Chronik des Marktes und der Pfarrei Diessen, nebst kurzgefaßter Geschichte des ehemaligen regulierten Chorherrenstiftes Diessen, Diessen 1901.
4. *Hundt, W.*: Bayrisch Stammen Buech, Der Dritte Thail, Handschrift des 18. Jahrh., o. J.
5. *Kraut, A.*: Aus der Geschichte der Schwaige Romenthal, in: Lech-Isarland, Weilheim 1960.
6. *Lütge, F.*: Die Bayerische Grundherrschaft, München 1949.
7. Monumenta Diessensia, Monumenta Boica Vol. VIII, München 1767.
8. *Schweizer, B.*: Die Flurnamen des südwestlichen Ammerseegebietes (Die Flurnamen Bayerns, Heft 5), München 1957.
9. *Tremel, H.*: Die säkularisierten Klosterwaldungen in Altbayern, Diss. Univ. München, Diessen 1924.
10. Briefliche Mitteilungen der Herren *F. W. Euler, A. Roth* und *H. Winterholler*.

Die hier abgedruckten Arbeiten dürfen nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Verfasser nachgedruckt oder weiterverwendet werden.

Druck: A. Koch, Weilheim Obb.

Haus Pfaffenwinkel, Weilheim

4 Minuten vom Bahnhof

Treffpunkt der Kunst- und Heimatfreunde

Auskünfte · Führungen · Schrifttum

Im Kaffeeraum des Hauses liegen auf:

Das Bayerland · Schönere Heimat · Lechisarland

Das Münster · Das Hochland

Besitzer: Willi Mauthe, Kreisheimatpfleger